Prolog

Ahmad trat das Gaspedal bis zum Anschlag durch. Er kniff die Augen leicht zusammen, versuchte, seinen Blick auf die Straße zu fokussieren. Er hasste die Strecke Richtung Mahdia. Vor allem im Dunkeln, und mittlerweile ging es auf Mitternacht zu. Die Fahrbahn war nicht beleuchtet und noch dazu eher mäßig beschaffen. Doch Ahmad war müde und wollte die Fahrt möglichst hinter sich bringen.

Er fluchte, als er mit mehr als 70 Sachen über einen Hubbel, einen dieser widerlichen Daudins fuhr. Die schienen hier in jeder noch so kleinen Stadt aus dem Boden zu wuchern wie verdammte Scheißpilze. Ahmad drosselte das Tempo. Keinen Moment zu früh, denn schon kam die nächste Erhebung in sein Blickfeld, über die er diesmal deutlich sanfter hinweg hoppelte.

Er schaltete das Fernlicht ein, um besser sehen zu können, musste jedoch schon im nächsten Moment wieder abblenden, als ein Wagen um eine Biegung kam. Ahmad verdrehte genervt die Augen. Er beobachtete den Rückspiegel. Der dunkle Mercedes, der seit der Autobahnausfahrt Boumerdès hinter ihm war, folgte ihm noch immer, wenn auch in gebührendem Abstand.

Ahmad fuhr sich mit der Zunge über die trockenen Lippen. Seine Hände umklammerten das Lenkrad, als er in einen Kreisverkehr einfuhr. Die beiden Polizisten, die gelangweilt an der Straße standen und die wenigen Verkehrsteilnehmer kontrollierten, würdigte er keines Blickes. Bloß keinen Augenkontakt herstellen. Bevor die Beamten auf die Idee kamen, *ihn* zu kontrollieren. Darauf konnte Ahmad gut und gerne verzichten.

Doch er hatte Glück. Die Uniformierten schienen keinerlei Interesse daran zu haben, ihrer Arbeit nachzugehen. Er nahm die zweite Ausfahrt Richtung Mahdia und beschleunigte wieder, wobei er einem Fußgänger auswich, der am Fahrbahnrand unterwegs war.

Ahmad fluchte erneut innerlich. Wenn die ganzen Idioten hier schon auf den Straßen spazieren mussten, dann sollten sie wenigstens sichtbare Kleidung tragen. Doch sie trugen fast ausnahmslos dunkle Stoffe. Als legten sie es darauf an, von einem unaufmerksamen Fahrer erfasst und aus dem Leben gerissen zu werden.

Erneut betrachtete Ahmad den Mercedes im Rückspiegel. Er beschleunigte noch etwas, versuchte, zu erkennen, ob der Wagen das Tempo hielt, was jedoch augenscheinlich nicht der Fall war. Im nächsten Moment sah er, wie das Fahrzeug endlich am Straßenrand hielt und den Motor abstellte. Ahmad atmete auf.

*Du wirst noch paranoid.*

Er nahm den Fuß wieder vom Gas. Er würde schon früh genug sterben. Da gab es keinen Grund, die Sache unnötig zu beschleunigen. Eine Schar wilder Hunde trottete vor ihm über die Straße. Zwei von ihnen, die so etwas wie die Nachhut bildeten, blieben am Fahrbahnrand stehen und kläfften Ahmad an, als er vorbei fuhr.

*Drecksköter*, dachte er und beobachtete im Rückspiegel, wie die Hunde auf der anderen Straßenseite in einem Wald aus Kakteen verschwanden. Überhaupt fand Ahmad, dass es in Tunesien ungewöhnlich viele Hunde gab. Und Katzen. Sie waren eine regelrechte Plage, doch wirklich etwas tun konnte man dagegen ohnehin nicht. Die Menschen hatten sich damit abgefunden.

Ahmad drosselte das Tempo noch weiter, als er das Ortseingangsschild von Ouled Dhaouadi passierte. Er atmete auf. Das letzte Kaff, bevor er nach Hause gelangte. Die nächsten Daudins sah er rechtzeitig genug, um in gemäßigtem Tempo darüber zu fahren. Ahmad freute sich bereits auf sein Bett und die Klimaanlage im Schlafzimmer. Trotz der späten Stunde war es schwül und drückend. Vielleicht würde es morgen regnen.

Er fuhr um eine Biegung und bremste abrupt ab, als er die drei Autos erblickte, die rund fünfzig Meter vor ihm quer über der Straße standen und ihm so jede Möglichkeit zur Weiterfahrt nahmen.

*Scheiße.*

Ahmad legte den Rückwärtsgang ein, doch es war vergebene Liebesmüh. Schon im nächsten Moment war sein Wagen von einigen Halbstarken und kleineren Jungs umringt, die gegen seine Scheiben schlugen.

Ahmad stieß einen weiteren Fluch aus. Solche Straßensperren hatte es während des Arabischen Frühlings häufig gegeben. Meist in Dörfern oder auf entlegenen Landstraßen. Es waren zwar in den letzten zwei, drei Jahren deutlich weniger geworden, doch gelegentlich wurden sie auch heute noch errichtet. Meist von jungen Männern, die sich langweilten oder die einfach betrunken waren.

Ahmad wusste, dass es sinnlos war, sich zu sperren. Er hatte ohnehin nie viel Bargeld dabei. Insofern würde es sich für die Jungs wohl kaum lohnen, wenn sie den kargen Inhalt seines Portemonnaies untereinander aufteilen wollten.

Er öffnete das Fenster einen Spalt und holte seine Geldbörse hervor, die er durch die Öffnung nach draußen hielt. »Ist gut«, sagte er auf Arabisch, »ihr habt gewonnen. Bedient euch. Lasst mir nur meine Ausweispapiere.«

Zu seiner Überraschung griff jedoch keiner der Jungen nach dem Portemonnaie. Die Jugendlichen stoben auseinander und verschwanden in sämtliche Richtungen. Bevor Ahmad sich fragen konnte, was hier vor sich ging, traten drei Männer auf das Auto zu. Ahmad wusste, dass er in eine Falle geraten war.

»Scheiße«, entfuhr es ihm und er ließ das Portemonnaie fallen. Er versuchte, einen Gang einzulegen und so vielleicht davon zu kommen, doch es war sinnlos. Die Männer richteten die Waffen auf ihn, die sie mit sich trugen.

*Wenigstens werden sie bei mir nichts finden.*

Es war das Letzte, was Ahmad Ben Bechir dachte. Im nächsten Moment eröffneten die Männer das Feuer.

Kapitel 1

»Gott«, meinte Jan, während Negri den alten Sharan geschickt durch die engen Straßen manövrierte. Alles unter ständigem Einsatz der Hupe. Überhaupt schien die Hupe in diesem Land das meist genutzte Fahrzeugteil zu sein. Noch wichtiger als die Bremsen, deren Benutzung hier scheinbar als Zeichen der Schwäche galt.

»Was findest du bloß an diesem Land? Hier gibt es nichts außer Staub, Müll und Gestank. Wie hältst du das aus?«

Sein Freund grinste nur und schob die getönte Brille von seiner Stirn auf die Nase. Er stieß einen saftigen Fluch aus, wobei er erneut wie ein Berserker auf die Hupe eindrosch und dem Fahrer des Ford Fiesta eine wütende Faust nachwarf, der sich ohne jede Vorankündigung auf ihre Spur presste.

Jan zogen sich beim Fahrstil der Menschen sämtliche Eingeweide zusammen. Negri hatte ihn wie versprochen am Flughafen Tunis - Carthage abgeholt. Nun befanden sie sich auf dem Weg nach Mégrine, um Negris Onkel Hamad zu besuchen. Jan sah aus dem Fenster auf die karge, müllbedeckte Landschaft.

Die Straßen waren holprig und von teils kraterähnlichen Schlaglöchern durchsetzt. Immerhin war der Zubringer von und nach Tunis gut ausgebaut gewesen. Jan war verwundert über die Vielzahl der Fahrzeuge, die sich von der Hauptstadt aus in Richtung der Vororte bewegten.

In Deutschland hätte der TÜV 95% davon sofort aus dem Verkehr gezogen. Doch in Tunesien war es scheinbar egal, wie es um den Zustand der Fahrzeuge bestellt war, solange sie nur fuhren. Und solange die Hupe funktionierte.

Er betrachtete die Menschen, die über die Gehwege eilten. Wenn man überhaupt von Wegen reden konnte. Die meisten davon waren – sofern es sie gab – recht ausladend. Doch auf vielen waren Bäume gepflanzt worden, die inmitten des Trottoirs aus dem Boden ragten. Obwohl die Äste gestutzt waren, mussten die Leute sich häufig bücken, um darunter hergehen zu können. Nur, um dort über Wurzeln und aufgeplatzte rote und gelbe Bodenplatten steigen zu müssen. Wo keine Bäume wuchsen, parkten Autos und Motorroller. Oder - meist ältere - Männer saßen auf Plastikstühlen vor ihren Wohnungen und stellten so den Weg zu. Und da, wo weder das eine noch das andere war, blockierten Sand- und Schutthaufen die Wege, sodass die Menschen praktisch gezwungen waren, auf die Straßen auszuweichen.

Die Autofahrer mussten sich hier also nicht nur mit entgegenkommenden und parkenden Autos herumschlagen, sondern auch den Fußgängern ausweichen. Wer die Straße überqueren wollte, wartete gar nicht erst darauf, dass der Strom der Fahrzeuge abebbte. Man betrat, ohne sich umzusehen, die Fahrbahn und nutzte jede noch so winzige Lücke zwischen den Wagen. Dasselbe galt für jene Pkw, die sich aus einer der Seitenstraßen auf die Hauptstraße drängelten. Alles begleitet vom allgegenwärtigen Hupkonzert der übrigen Verkehrsteilnehmer.

»Jetzt mal ernsthaft«, setzte Jan erneut an, als ihm das Schweigen zu viel wurde. »Was findest du an diesem ganzen Dreck?«

Er rümpfte die Nase, als sie einen von unzähligen Fliegen umschwirrten Fleischstand passierten. Hinter einer gläsernen Theke hingen Keulen und Würstchen an S-Haken aufgereiht. Rechts davon baumelte der Kopf einer Kuh, deren Zunge ihr seitlich aus dem Maul herabhing. Der Anblick erinnerte Jan an eine groteske Figur aus einem Zeichentrickfilm, die gerade durch einen Amboss K.O. geschlagen wurde. Das Wort Kühlkette kannte man hier wohl nicht. Er wandte angewidert den Blick ab. Jan fragte sich, ob er genügend Tabletten dabei hatte. Er seufzte. Wenn er sich das ganze Elend hier schon ansah, die Menschen in ihren gammeligen Klamotten, dann war klar, dass er diesen Anblick wohl nur unter Drogen ertragen würde. Für einen kurzen Moment dachte er daran, wie es wäre, an einem solchen S-Haken zu hängen. Wie es wäre, wenn ein grobschlächtiger Fleischer einem einen solchen Haken durch den Hinterkopf trieb. Ob es schnell vorbei wäre?

»Nun«, hörte er Negri endlich antworten und Jan schob die Gedanken rasch beiseite. »Ich finde hier Frieden. Gutes Essen. Und vor allem finde ich freundliche und herzliche Menschen.«

Jan verdrehte die Augen. War klar, dass so eine Antwort kommen musste. Er hatte ja unbedingt fragen müssen. Er betrachtete Negri verstohlen von der Seite, während dieser mit der Hand einen anderen Fahrer bat, ihn in den fließenden Verkehr zu lassen. Wobei das wohl weniger eine Bitte war, hereingelassen zu werden, als vielmehr eine Entschuldigung dafür, dass er sich die Freiheit herausnahm, einfach zu fahren. Doch die Geste schien zumindest eine Wirkung zu haben, denn das wütende Hupen blieb diesmal aus.

Negri hatte sich kaum verändert. Er hatte am Bauch zugelegt und der buschige, schwarze Vollbart war an einigen Stellen ergraut. Er trug ausgeblichene Jeans, obwohl es so schwül war, dass man meinen konnte, der Teufel selbst sei heraufgestiegen und habe einen Saunaaufguss bereitet. Das alte Poloshirt hatte ein markantes Loch genau unterhalb der Achsel. Dazu trug Negri Adiletten. Wieder rümpfte Jan kaum merklich die Nase.

»Bild dir bloß nicht ein, du seist hier was Besseres mit den Lacoste Schuhen und dem Stone Island Hemd. Sowas trägt hier quasi jeder.« Sein Freund grinste, ohne den Blick von der Straße abzuwenden. »Und wenn einer erkennt, dass deine Sachen echt sind, wirst du hier ganz schnell zum Opfer. Die Klamotten bringen dir also gar nichts.«

Jan spürte den abschätzenden Blick seines Freundes auf sich, bevor dieser so ruckartig wie selbstverständlich die Spur wechselte, um hupend einen LKW zu überholen. Wieder zog sich Jans Magen bei dem Manöver zusammen.

»Musst du denn fahren wie ein Wahnsinniger?«, versuchte er das Thema zu wechseln, bevor sein Freund auf die Idee kam, ihm auch wegen der Hose Vorhaltungen zu machen, die er extra für ein Spiel der englischen Nationalmannschaft vor wenigen Wochen besorgt hatte. Doch es war vergebene Liebesmüh.

»Und sag mir bitte nicht, dass das diese Burberry Hose ist, die wie ein Schlafanzug aussieht. Hast du die etwa beim Spiel in Manchester getragen? Du bist doch total irre.«

»Irre? Das Teil hat 500 Tacken gekostet.« Jan grinste. »Außerdem weißt du so gut wie ich, dass es beim Fußball auch darum geht, besser gekleidet zu sein als der Gegner. Man kauft oft extra für ein Spiel neue Klamotten. Etwa eine neue-«

»...600 Euro Jacke für das Auswärtsspiel in Leicester«, beendete Negri lachend den Satz. Jan fiel in das Lachen ein. Zum ersten Mal, seit sie sich am Flughafen getroffen hatten, sah Jan das verräterische Funkeln in den Augen seines Freundes. Da war er wieder, der alte Kumpel aus der Schulzeit, mit dem er durch die Fußballstadien der Welt gezogen war, meist randvoll mit Bier und anderen Drogen und ständig auf der Suche nach Ärger. Oder besser gesagt Spaß. Und den hatten sie letztendlich immer gehabt.

»Nein, im Ernst«, meinte Negri schließlich, nachdem sie sich wieder beruhigt hatten. »Die Hose ist echt geil, aber vielleicht solltest du sie hier nicht tragen.«

Die Hose hatten sie in einem Hamburger Geschäft entdeckt. Stundenlang hatten sie über die *geile Buxe* gewitzelt, die tatsächlich wie eine billige Pyjamahose hätte wirken können. Wäre sie nicht von Burberry gewesen...

Jan hatte sie ohnehin nur angezogen, damit Negri sie sehen konnte, der mit Vornamen Tomasso hieß, da sein Großvater aus Italien stammte. Mittlerweile nannte er selbst sich *Nabil*, ein Name, an den Jan sich jedoch nie wirklich hatte gewöhnen können. Sein Freund steuerte den Wagen nun geradewegs verkehrt herum in eine Einbahnstraße. Jan schüttelte den Kopf. Hier machte anscheinend jeder, was er wollte.

»Keine Angst«, meinte er schließlich. »Ich trage sie nicht beim Spiel.«

»Gut«, zwinkerte sein Freund ihm zu. »Die reißen sie dir eh nur vom Leib.«

Er fuhr rechts ran und hielt vor einer Reihe von weißen Mauern umgebenen Häusern, die sich dicht an dicht reihten. Keines glich dem Nächsten. Einige gingen über drei Etagen, andere hatten die Größe eines Bungalows. Manche waren weiß gestrichen, weitere beige und wieder andere gar nicht. Der graue Putz wirkte auf Jan nicht nur vollkommen fehl am Platz, er zeugte auch von der Armut, die bei vielen Menschen in Tunesien vorherrschte. Etwas, das bei ihm immer ein mulmiges Gefühl hervorrief. Die willkürliche Anordnung der Häuser und die unterschiedliche Farbwahl stießen ihm so übel auf, dass sich in seinem Kopf ein dichter, grauer Schleier zu bilden begann, welcher sich langsam weiter vorschob. Jan wischte die dunklen Gedanken fort, so gut er konnte, und fokussierte sich stattdessen nur auf eines der Häuser. Es half, zumindest etwas. Wenn er bei Nabil war, würde er erstmal seine Medikamente nehmen.

»Da wären wir«, meinte Negri. Er schloss die Fenster, bevor er die Tür öffnete und aus dem Wagen stieg. Jan tat es ihm gleich. Ein weißer SLK bog in die Straße und parkte ein Stück weit hinter ihnen auf der linken Seite. Der Fahrer machte keine Anstalten, aus dem Wagen zu steigen.

*Wahrscheinlich wartet er auf jemanden,* vermutete Jan und wandte den Blick ab. So ein schickes Auto würde er hier garantiert auch nicht unbewacht stehen lassen. Er folgte seinem Freund zu der weißen Tür, die in die Mauer eingelassen war. Ein einzelner Knopf ragte aus einem offenen, mit schwarzem Klebeband abgeklebten Loch in der Wand, der seine besten Tage längst hinter sich hatte. Jan seufzte innerlich auf. Ob hier überhaupt irgendwer sein Leben halbwegs im Griff hatte? Negri drückte den Knopf und ein melodisches Läuten ertönte.

»Khali«, rief er und hämmerte gegen die Tür. »Ya Khali Hamad!«

Jan hörte schlurfende Schritte und schließlich eine freundliche Stimme, die auf deutsch antwortete. »Nabil, bist du das?«

»Ja. Und Janosch. Machst du auf?«

Ein Klicken ertönte, und im nächsten Moment wurde die Tür von innen geöffnet. Ein gütiges, hübsches Gesicht mit lachenden Augen und Grübchen erschien im Türspalt. Das kräftige, schwarze Haar war von silberfarbenen Stellen durchsetzt, obwohl Jan wusste, dass Negris Onkel erst vierzig und somit nur sieben Jahre älter als sein Neffe und er selbst waren.

Vielleicht war das Alter der Grund, warum er Hamad mochte. Oder die Tatsache, dass Negris Onkel in Deutschland studiert hatte und fast fließend deutsch sprach. »Demmi«, lächelte Hamad, sichtlich erfreut über den Besuch.

»Begrüßt«, gab Jan auf seine ihm eigene Art zurück und grinste.

»Schön, dich zu sehen. Du siehst gut aus. Kommt bitte rein.«

Hamad öffnete die Tür und umarmte Jan zur Begrüßung, wobei er ihm einen Kuss auf jede Wange drückte. Jan tat es ihm gleich. Mit der Begrüßungsform hatte er sich seit Negris Hochzeit vor fünf Jahren abgefunden, bei der auch Hamad mit seiner Frau zu Gast gewesen war.

Negri hatte vor rund drei Jahren seinen Job bei der Eisenbahn aufgegeben. Er hatte eine recht ordentliche Abfindung herausgeschlagen, mit deren Hilfe er sich ein ansehnliches Grundstück in einem Vorort von Tunis finanziert hatte. Den Bungalow, der darauf stand, hatte er Stück für Stück renoviert und nach eigenem Geschmack gestaltet. Seitdem lebte er mit seiner Frau und den mittlerweile zwei Kindern in Tunesien, und ihr Kontakt beschränkte sich auf Whatsapp oder SMS.

Hamad führte sie durch einen langgezogenen, gefliesten Bereich, der von zwei Rundbögen und Jasminbäumen eingerahmt wurde. Zu Jans Überraschung war es hier angenehm schattig und kühl. Der Weg führte über drei Stufen auf eine Art Podest, von dem es nach links ins Haus und geradeaus weiter in den Garten ging. Jan betrachtete das hohe, trockene Gras.

»Der Gärtner ist erst heute Morgen gekommen«, sagte Hamad, als er seinen Blick bemerkte. »Und er war am Mittag wieder weg. Rendez-vous arabe.«

Er lächelte und hob entschuldigend die Hände. Hamad redete mit einem leichten französischen Akzent. Er hatte zudem die Angewohnheit, mehrere Sprachen miteinander zu vermengen. C*hakchouka,* sagte Negri dazu, womit er auf ein traditionelles tunesisches Gericht anspielte. Einen Mix aus verschiedenen Gemüsesorten.

»Kein Problem, Onkel«, gab Jan rasch zur Antwort und ausnahmsweise stimmte das sogar. Er selbst hatte auf dem Grundstück seiner Eltern immer die undankbare Aufgabe gehabt, den Rasen zu mähen, was er in der Regel so lange hinausgezögert hatte, wie es nur irgend möglich war.

»Wollen wir draußen sitzen?«, fragte Negri und deutete auf einen runden Plastiktisch mit entsprechender Bestuhlung, der unter einer kleinen, von Blumen gesäumten Pergola stand.

»Bien sûr«, meinte Hamad und nickte eifrig. »Kein Problem. Wollt ihr euch setzen? Ich mache uns Kaffee.« Er sah Jan verstohlen von der Seite an. »Oder lieber ein Bierchen?«

Jan dachte kurz darüber nach, schüttelte jedoch den Kopf. Er hatte heute noch eine Begegnung mit Negris Frau vor der Brust. Und da die ohnehin schon schwierig werden würde, wollte er nicht mit einer Alkoholfahne dort aufschlagen. Es würde die tiefe Schlucht, die sich zwischen Amina und ihm gebildet hatte, nicht schließen. Doch Jan wollte sich unbedingt von seiner besten Seite präsentieren und so zumindest einen mit Hoffnung gefüllten Sandeimer hineinwerfen. Vielleicht konnte eine Million solcher Eimer die Wogen ja etwas glätten. Auch wenn Jan bezweifelte, dass selbst eine Milliarde Eimer dafür reichen würden.

»Kaffee klingt gut«, sagte er daher. »Und Wasser«, fügte er hinzu, wobei er mit der Hand über seinen Hals fuhr. »Meine Kehle ist staubtrocken.«

»Sicher. Nabil, du auch qahwa?«

Negri nickte. »Danke, khali, gerne.«

Hamad verschwand ins Innere des Hauses. Negri führte Jan zu der Pergola und bot ihm einen der Plastikstühle an.

Jan ließ sich müde hineinfallen und der Stuhl machte einen Satz nach hinten, als wolle er unter der Last zusammenbrechen. Negri nahm seinerseits Platz und lächelte ihn an.

Erstmals seit der Begegnung am Flughafen betrachteten sie einander eingehender und Jan stellte fest, dass sein Freund sich doch etwas verändert hatte. Negris Gesicht hatte nichts von seiner Gutmütigkeit verloren. Nur sein dunkles Haar war wie bei Hamad vereinzelt grau geworden. Eine Art Schatten schien auf seinem Gesicht zu liegen. Jan vermutete, dass es mit Ahmads tragischem Tod zusammenhing. Die Nachricht hatte auch ihn aus heiterem Himmel getroffen.

»Alles in Ordnung?«, fragte er ernsthaft interessiert. Negri wischte den sorgenvollen Ausdruck mit einer Handbewegung fort und lachte.

»Du weißt doch, wie das ist. Da ist einmal die Sache mit Ahmad. Und zum anderen habe ich Amina noch nicht gesagt, dass du da bist. Ich fürchte, sie wird mich vor die Tür setzen.«

»Ach komm. Du bist doch der Mann im Haus. Du verpasst ihr einfach eine und schon gibt sie Ruhe.«

Negri verzog das Gesicht. »Ich habe noch nie im Leben meine Frau geschlagen und werde es auch nicht tun. Meine Religion verbietet es.«

Jan lachte amüsiert. »Ach, hör auf. Ihr Moslems unterdrückt eure Frauen doch seit jeher. Ihr regiert mit harter Hand, so sieht es aus. Steht ja sogar im Koran. Wenn sie euch nicht gehorchen, dann schlagt sie. Und du willst mir weismachen, es sei verboten?«

Hamad kehrte mit einem Tablett zurück, auf dem sich ein Teller mit Gebäck, eine Flasche Wasser und Gläser befanden. Er stellte es auf dem Tisch ab. Eine feine Schicht Kondenswasser befand sich an der Flasche und Jan lief bei dem Anblick tatsächlich das Wasser im Mund zusammen. Sie warteten, bis Hamad wieder verschwunden war.

»Euer Problem ist«, sagte Negri ungehalten, während er die Wasserflasche öffnete, »dass ihr alle glaubt, die größten Islamexperten auf der Welt zu sein. Man könnte meinen, es gibt sieben Milliarden Islamexperten. Ihr nehmt einen Vers aus einer Übersetzung und macht daraus, was ihr wollt. Und das Ergebnis präsentiert ihr den Muslimen und versucht, denen dann ihre Religion zu erklären.«

Er schenkte sich und Jan ein und prostete ihm zu. Jan leerte sein Glas in einem Zug.

»Überraschung«, fuhr Negri fort, nachdem er sein Glas wieder abgestellt hatte. »Wir brauchen niemanden, der uns den Islam erklärt. Das hat Gott bereits getan. Und auch sein Prophet. Ihr nehmt immer Koran, aber ihr nehmt nicht das, was der Prophet dazu gesagt hat. Der erklärt aber den Koran.«

»Jetzt beruhige dich doch«, meinte Jan und hob beschwichtigend die Hände. Er hatte vergessen, wie empfindlich Negri reagierte, wenn es um seine Religion ging.

»Nein. Ich erklär es dir jetzt. Der Vers, den du da ansprichst, bezieht sich auf eine einzige Situation. Einen Streit, der den Ehefrieden nachhaltig stört, wenn er eskaliert. Und die Eskalationsstufen sind drei. Zuerst soll man seine Frau ermahnen. Wenn es zu keiner Lösung kommt, soll man sich im Ehebett meiden, also getrennt schlafen. Damit beide Seiten Abstand bekommen und so über alles nachdenken können. Und nur, wenn auch das zu nichts führt, darf man seine Frau schlagen, aber nicht so, dass sie verletzt wird, sondern als eine Art Wachrütteln. Der Prophet sprach sinngemäß von einem kleinen Zahnhölzchen. Und wenn diese eine Situation die Ausnahme ist, heißt das im Umkehrschluss was? Das Schlagen in *allen* anderen Fällen verboten ist.«

»Schon gut«, meinte Jan, der nur halb zugehört hatte. »Schlagen ist verboten, hab's verstanden.«

Negri nickte. »Behandelt eure Frauen gut, sagte der Prophet sinngemäß. Und: Die besten unter euch sind nicht die, die ihre Frauen schlagen.«

Er schenkte Jan Wasser nach und sie schwiegen einige bedrückend lange Sekunden. Glücklicherweise kehrte Hamad zurück und brachte den Kaffee.

»Möchtest du Milch?«, fragte er und entschärfte so mit einem Mal die Situation. »Ich habe es heiß gemacht. Sagt man das so? Ich habe es heiß gemacht?«

»Sie«, grinste Jan. »Ich habe *sie* heiß gemacht.«

»Ah bon. Sie. D'accord.«

Er stellte die Tassen mit dem Kaffee vor ihnen ab und gab etwas heiße Milch hinzu, bevor er sich seinerseits auf einem Stuhl niederließ.

»Wie lange bleibst du?«, fragte er und legte seine Hand auf Jans Knie.

»Nur eine Woche«, antwortete Jan und setzte eine bedauernde Miene auf. *Gott sei dank.*

»Nur eine?« Hamad verzog das Gesicht.

»Janosch hat den Großteil seines Urlaubs schon für Südamerika geopfert«, meinte Negri und grinste. »Ich hoffe mal, du hast die Bombonera nicht ohne mich gemacht.«

»Natürlich nicht«, lachte Jan. Das stimmte zwar, war aber mehr dem Umstand geschuldet, dass er beim Heimspiel der Boca Juniors gerade in Brasilien war. Sonst hätte er keine Skrupel gehabt, das Versprechen, das sie einander vor Jahren gegeben hatten, zu brechen. Immerhin hatten die Umstände sich in der Zwischenzeit geändert.

»Ich bin eigentlich wegen Ahmad hier. Negri meinte am Telefon, dass sein Tod ein paar Fragen aufwirft. Na ja, und wenn ich schon da bin, nehme ich natürlich Étoile gegen Monastir mit. Sowas lockt mich immer, muss ich gestehen.«

»Eine interessante Begegnung«, meinte Hamad und nickte. »Nicht ganz ungefährlich.«

»Janosch hat schon Schlimmeres gesehen. Das Mechelen Derby zum Beispiel. Das war ein ziemlich geiles Spiel.«

Das Mechelen Derby war damals die erste Begegnung der zwei belgischen Clubs seit Jahren gewesen. Und obwohl es sich um ein Spiel der dritten Liga gehandelt hatte, war es damals ausverkauft gewesen. Sie hatten trotzdem das Glück gehabt, vor dem Stadion noch Karten zu ergattern. Und es hatte sich gelohnt. Ein Hubschrauber war im Einsatz und die Polizei war mit Wasserwerfern gegen den Mob vorgegangen, der sich nach dem Spiel rund ums Stadion und später in der Stadt gebildet hatte. Das Rückspiel hatte sogar ein noch größeres Spektakel geboten. Es hatte einen Spielabbruch gegeben, als KRC-Fans Mülltonnen auf den Platz geworfen hatten und durch ein geöffnetes Tor auf den Rasen gestürmt waren. Negri schwieg einen Moment. Sein Blick ging ins Leere und Jan fragte sich, ob er gerade in denselben Erinnerungen schwelgte wie er selbst. Schließlich sah sein Freund wieder auf. »Er wird das schon hinbekommen.«

»Du kommst nicht mit?«, fragte Jan hellhörig. Er hatte gehofft, dass Negri ihn - von einer gewissen Sehnsucht gepackt - zu dem Spiel begleiten würde und sie so nach langen Jahren wieder ein gemeinsames sportliches Ereignis erleben würden. Dass er nicht mitkommen würde, war eine herbe Enttäuschung. Negri schüttelte bedauernd den Kopf.

»Ich habe es noch nicht abgeschrieben. Aber ich habe ausgerechnet am Sonntag einen Termin für ein Interview.«

»Verstehe. Geht es um das neue Buch, von dem du am Telefon gesprochen hast?«

Jan beugte sich vor und griff nach der Wasserflasche, um sein Glas aufzufüllen, das er wie das davor in einem Zug geleert hatte.

Negri hatte schon in der Schule gerne Geschichten verfasst. Und in ihrer Sturm – und Drangphase, in der sie praktisch für den Fußball gelebt hatten, hatte er Erlebnisberichte über ihre Reisen geschrieben. Einige davon hatte er – abgewandelt und inhaltlich deutlich entschärft – an ein Sportmagazin veräußert, das sich unter anderem mit Groundhopping befasste. Als er mit Anfang siebzehn seine Ausbildung bei einem kleineren Eisenbahnunternehmen begonnen hatte, hatte er sich nebenbei an seinen ersten Roman herangewagt. Dessen Fertigstellung hatte fast drei Jahre in Anspruch genommen. Das Ergebnis war ein historischer Ruhrgebietskrimi gewesen, den Negri im Selbstverlag herausgebracht hatte. Mit bescheidenem Erfolg. Große Verkaufszahlen hatte er damit nicht erzielt. Obwohl Jan das Werk probegelesen hatte und er die Geschichte gelungen fand. Er vermutete einen Zusammenhang mit der mangelnden Marketingstrategie seines Kumpels. Negri hatte es schon immer gehasst, sich selbst in den Vordergrund zu stellen. Zumindest außerhalb von Fußballstadien. Innerhalb galt dies freilich nicht. Immerhin hatte er sich damit einen Namen in der Szene gemacht, dass er oft in vorderster Reihe stand. Oder bereitwillig sämtliche Blicke auf sich gezogen hatte, indem er selbst im tiefsten Winter seinen Oberkörper entblößt und lautstark nach einer Lungenentzündung verlangt hatte. Negri war aus der Wuppertaler Fanszene praktisch nicht wegzudenken gewesen. Neben seinen Gesängen war seinerzeit auch der Bierdurst seines Gefährten legendär geworden. Außerhalb des Stadions war er jedoch meist schüchtern und zurückhaltend gewesen und hatte anderen gern das Feld überlassen, wenn es darum ging, im Mittelpunkt zu stehen. Auch die sozialen Netzwerke hatte er stets gemieden wie die Pest. Das hatte zum einen den unschätzbaren Vorteil, dass Negri sich nicht mit all dem Müll und den Abgründen der Welt hatte beschäftigen müssen, denen sich Jan in den letzten Jahren zu häufig irgendwie ausgesetzt sah. Andererseits hatte das für Negri den Nachteil gehabt, dass seine Reichweite einfach viel zu gering gewesen war, um seinem Buch einen gewissen Schub zu verleihen.

Mittlerweile hatte sein Freund sich ein recht einprägsames Pseudonym und eine liebevoll gestaltete Autorenwebsite zugelegt. Außerdem hatte er gemerkt, dass er ohne die von ihm so verhassten sozialen Netzwerke in der heutigen Zeit eben nicht weiter kam. Also hatte er sich widerwillig auf einigen gängigen Websites registriert, um so mehr potentielle Leser zu erreichen. Unterm Strich schien sich der Aufwand gelohnt zu haben. Seitdem hatte Negri fünf weitere Bücher verfasst, die sich zumindest besser verkauften als der Krimi, der noch immer ein klägliches Dasein in den Amazon Bestsellerlisten fristete, und zwar weit jenseits der ersten 10000 Plätze.

Immerhin schien es mittlerweile zu reichen, um ein halbwegs annehmbares Leben in Tunesien zu führen. Das konnte freilich auch mit dem starken Euro zusammenhängen. Denn sein deutsches Bankkonto hatte sein Freund keineswegs aufgegeben. Er war nach wie vor zusätzlich in Deutschland unter der Adresse seines Bruders gemeldet. Seine Eltern lebten ebenfalls in Deutschland, obwohl Negris Vater selbst Tunesier war.

»Also?«, hakte Jan noch einmal nach, als sein Freund nicht reagierte.

»Hm?«, machte Negri und nippte an seinem Kaffee.

»Ob es dabei um das neue Buch geht?«

»Oh, ja. Ja, das stimmt. Ich treffe einen Hotelmanager aus Hammamet. Ich brauche Hintergrundwissen zu den Abläufen in so großen Ferienanlagen. Der Termin steht seit sechs Wochen, aber ich versuche, ihn zu verschieben. Vielleicht klappt es.«

Er nahm einen weiteren Schluck von seinem Kaffee und blickte schweigend ins Leere. Auch Jan trank den Kaffee, der trotz der heißen Milch nicht mehr wirklich warm war. Sie redeten mit Hamad über Belanglosigkeiten und die Arbeit in Tunesien, während sie die Kekse aßen, die Jan viel zu süß waren. Schließlich erhob sich Negri von seinem Stuhl.

»Hayya, wollen wir? Ich würde die Begegnung mit Amina gerne hinauszögern, aber irgendwann muss es ja sein.«

»Wenn sie euch fortjagt, ich habe euch gerade ein Zimmer vorbereitet.« Hamad grinste und zwinkerte ihnen frech zu. »Da könnt ihr euch gegenseitig an die Eier kraulen. Sagt man das so?«

Kapitel 2

»Was will der denn hier?«, giftete Amina, kaum dass sie das Haus betreten hatte. Sie stapfte ohne ein Wort des Grußes an Jan vorbei und in die Küche. Jan war sicher, sie sprach ganz bewusst deutsch, damit er auch bloß hörte, was sie von ihm hielt. Amina war anscheinend einkaufen gewesen. Die beiden Tragetaschen von *Carrefour* standen vor der offenen Tür. Die Kinder waren wohl im Auto und warteten darauf, von ihrer Mutter reingeholt zu werden.

»Ich habe Janosch eingeladen«, hörte er Negri sagen, was nur in Teilen der vollen Wahrheit entsprach. Doch es war ohnehin egal, da Amina ihm bereits im nächsten Moment das Wort abschnitt.

»Du hast diesen Wichser auch noch eingeladen? Ihn in mein Haus geholt?«

Negris Antwort kam diesmal auf Arabisch, und der Wortwechsel setzte sich fort, ohne dass Jan ihn verstand. Er saß auf dem bequemen Sofa und starrte auf ein Bild, das Negri und Amina bei deren Hochzeit zeigte. Es war ein eher schlichtes Ölbild, mit wie er fand etwas zu satten Farben, welches das Brautpaar mit ernsten Gesichtern darstellte. Es wirkte auf Jan irgendwie beängstigend. Mehr wie aus einem Gruselkabinett denn wie ein Hochzeitsbild.

Das Gespräch in der Küche wurde lauter und es dauerte nicht lange, bis Negri geduckt aus der Küche gelaufen kam, gefolgt von einem Glas, das gegen eine Kommode flog und scheppernd zerbarst.

»Mir ist völlig egal, wo ihr schlaft!«, kreischte Amina. »Aber ihr verschwindet aus meinem Haus. Alle beide. *Verpisst euch!*«

Die Flüche, die sie anschließend ausstieß, konnte Jan nicht mehr verstehen, da Amina bereits wieder die Sprache gewechselt hatte. Negri bückte sich nach den größeren Scherben und begann, diese aufzusammeln.

»Jetzt siehst du, wer bei den Muslimen wirklich das Sagen hat«, meinte er und setzte ein breites Grinsen auf. »Komm. Wir übernachten im Studio.«

Er legte die Scherben auf ein Tuch und nahm Jan die Tasche ab.

»Tut mir leid, dass du meinetwegen Stress hast«, meinte Jan, dem das Ganze mehr als unangenehm war. »Ich hätte besser ein Hotel genommen.«

»Auf gar keinen Fall«, empörte sich Negri. »Ich habe dich eingeladen. Es kommt nicht in Frage, dass du in irgendein Hotel gehst.«

Sie traten durch die offene Tür hinaus in den Garten. Ein mit roten Steinen ausgelegter Weg führte um den Bungalow herum. Ein Hund mit beigem, zotteligen Fell kam schwanzwedelnd auf sie zugelaufen und sprang freudig bellend an Negri hoch.

»Ist ja gut, mein Bester, ich hab dich auch vermisst. Darf ich vorstellen? Mein Freund Jan. Jan, das ist Sam.«

Jan grinste, während er dem Hund seine Hand zum Beschnuppern hinhielt. Sam. Das war wieder typisch Negri. Als großer *Herr der Ringe* Fan war Sam die für ihn wohl naheliegendste Namenswahl, behauptete Negri doch stets, dass nicht Frodo, sondern dessen bester Freund Sam der eigentliche Held der Geschichte war. Frodo, meinte Negri immer, sei doch zu gar nichts imstande ohne die Unterstützung und vor allem die bedingungslose Treue von Sam.

Jan kraulte Sams Nacken, worauf dieser an seinem Hosenbein hochsprang und seinen Kopf noch weiter unter seine Hand schob.

»Damit bist du sein bester Freund«, lachte Negri. »Das ist seine Lieblingsstelle.«

Sie gingen den Weg von Sam gefolgt weiter. Das Grundstück war groß, insgesamt etwa 600 Quadratmeter, wie Negri ihm erklärt hatte. Auf einem Teil davon wuchsen diverse Bäume. Jan bemerkte Orangen, Apfel und Birnenbäume. Auch Granatäpfel und sogar zwei Dattelpalmen. Zudem gab es zwei Olivenbäume. Jan fragte sich, ob Negri sich selbst um die Gartenpflege kümmerte oder ob er sich einen Gärtner leistete.

Die Frage wurde im nächsten Moment beantwortet, als ein spindeldürrer Mann in einem abgewetzten blauen Overall und mit einer Gartenschere um die Ecke trat und auf sie zuhielt. Sein Gesicht wirkte eingefallen und er hatte eine breite Zahnlücke. Doch sein Lächeln war freundlich und die Begrüßung herzlich. Jan nutzte die Gelegenheit, seine Französischkenntnisse etwas aufzufrischen, bevor sie ihren Weg Richtung Studio fortsetzten. Obwohl Mohammed, wie der Gärtner hieß, die Sprache beherrschte, verstand Jan nicht alles von dem, was er sagte, und er war froh, als Mohammed sich wieder seinen Arbeiten zuwandte.

Neben den Obstbäumen beherbergte Negri auch ein paar Hühner und einen Hahn auf dem Grundstück, der auf einem aufgetürmten Erdhaufen stand und das Treiben um sich herum im Auge behielt.

Das Studio befand sich in der hinteren Ecke des recht ausladenden Gartens, direkt an der hohen Mauer, die das Grundstück umgab. Es war ein schlichtes, rechteckiges Gebäude mit vergitterten Fenstern und einem bunten Vorhang vor der weißen Holztür. Hierher zog Negri sich zurück, wenn er schrieb oder Erholung suchte. Eine gusseiserne Feuerschale befand sich wenige Meter vom Eingang entfernt auf einer steinernen Terrasse, in der verkohlte Holzreste lagen.

»Voilà«, meinte Negri und schloss die Tür auf. »Mein Refugium.«

Das Studio hatte eine Fläche von etwa 50 Quadratmetern. Es war unterteilt in ein Schlafzimmer mit Doppelbett, einer Art Wohnraum mit zwei arabischen Sofas, in dem eine kleine Küche integriert war, und einem Arbeitsraum. Hier befand sich ein unaufgeräumter Schreibtisch. Neben einem ASUS Netbook mit gerissenem Display lagen unzählige Blätter verstreut. Notizbücher und Zeitungsausschnitte türmten sich auf einer schmalen Ablage. Dieser Raum war so ziemlich das Chaotischste, was Jan je gesehen zu haben glaubte. Außerdem gab es ein kleines Badezimmer mit Dusche und Toilette. Das Studio versprühte eine gewisse Behaglichkeit und ließ sich bei Besuch ohne weiteres als Gästewohnung nutzen.

Negri stellte die Reisetasche auf dem Doppelbett ab. »Fühl dich wie Zuhause. Willst du dich etwas frisch machen? Anschließend können wir was essen, wenn du willst.«

Kapitel 3

*Wer sich anderer nicht erbarmt, der findet auch kein Erbarmen.* (Ausspruch des Propheten Muhammad s.a.s.)

»Warum hast du mich angerufen?«

Negri betrachtete ihn verstohlen von der Seite, während er an seiner Wasserpfeife zog.

»Was meinst du?«, fragte Jan unschuldig und blickte nachdenklich in die Flammen, während Negri eine nach Apfel duftende Dampfwolke ausblies. »Natürlich wegen Ahmad. Als ich erfahren habe, dass er in Tunesien war, habe ich gleich an dich gedacht. Seine Frau hat mir erzählt, was passiert ist.«

»Er war verheiratet?« Negri sah überrascht auf. »Wir hatten zwar bis vor kurzem keinen Kontakt, aber das erstaunt mich. Am Telefon hat er es nicht erwähnt. Ich hatte immer gedacht, Ahmad sei so wie du. So jemand heiratet einfach nicht. Nichts für ungut.«

»Schon okay«, lachte Jan. »Mich hat es auch überrascht, ehrlich gesagt. Ich habe es selbst erst erfahren, als sie mich anrief. Ahmad und ich haben länger nichts voneinander gehört.«

Jan hatte Ahmad während des Studiums kennengelernt. Sie hatten sich auf Anhieb verstanden. Ahmad war ein Lebemann gewesen. Ein gutaussehender Kerl mit unglaublichem Charme. Die Anziehungskraft, die Ahmad gerade auf Frauen ausgeübt hatte, hatte etwas Legendäres gehabt. Zudem war Ahmad nie sonderlich religiös gewesen. Er hatte aus seiner Beliebtheit beim anderen Geschlecht so oft er konnte Kapital geschlagen. Mit Ahmad auszugehen hatte den nicht zu unterschätzenden Vorteil gehabt, dass auch für Jan fast jedes Mal etwas abgefallen war. Als Jan das Studium geschmissen hatte, um im Betrieb seines Vaters zu arbeiten, hatte der Kontakt stark nachgelassen. Bis er irgendwann ganz zum erliegen gekommen war.

Dass gerade Ahmad sesshaft geworden war und eine Frau geheiratet hatte, hatte auch Jan überrascht. Noch mehr hatte es ihn erstaunt, als besagte Ehefrau ihn aus heiterem Himmel angerufen und von Ahmads tragischem Tod erzählt hatte. Er schüttelte betrübt den Kopf.

»Es ist schon komisch, dass sie ausgerechnet mich kontaktiert hat. Aber sie hat beteuert, dass Ahmad darauf bestanden hat, dass sie mich informiert, sollte ihm etwas zustoßen.«

Jan streckte die Beine in Richtung des prasselnden Feuers aus. Das Knistern wurde untermalt vom Zirpen unzähliger Grillen. Der Geruch von Rauch und gegrilltem Fleisch vermischte sich mit dem intensiven Duft einer Pflanze, die *Misk-ul-lail*, Moschus der Nacht, genannt wurde, da sie ihr Aroma ausschließlich am Abend verströmte. Tatsächlich konnte Jan sich nicht daran erinnern, diesen Duft am Nachmittag bereits wahrgenommen zu haben.

Das Lammfleisch und die Merguez genannten Würstchen hatte er zunächst nur widerwillig angerührt. Zu sehr wurde er bei ihrem Anblick an den Fleischstand erinnert, den er auf dem Weg vom Flughafen hier her gesehen hatte. Nachdem er seinen anfänglichen Ekel überwunden hatte - er wollte schließlich nicht unhöflich wirken - hatte Jan feststellen müssen, dass besonders die Merguez vorzüglich schmeckten und er hatte am Ende ordentlich zugelangt. Dennoch hoffte er, dass sein Magen nicht noch rebellieren würde.

»Du hattest gemeint, dass Ahmads Tod ein paar Fragen aufwirft«, meinte er vorsichtig, während Negri ein weiteres Mal an seiner Pfeife zog. Das leise Blubbern hatte – insbesondere im Zusammenspiel mit den knisternden Holzscheiten – eine sonderbar beruhigende Wirkung auf Jan. Zum ersten Mal seit seiner Ankunft fühlte er sich entspannt. Vielleicht lag das auch an seinen Tabletten... obwohl... hatte er überhaupt eine davon genommen? Er hatte es sich vorgenommen, doch nun war er nicht sicher, ob er es nicht schlicht und ergreifend vergessen hatte. Andererseits hätte er sich dann vermutlich nicht so wohl gefühlt, wie er es im Augenblick tat. Jan erinnerte sich mit Grauen an die letzten Male, in denen er seine Medikamente nicht eingenommen hatte. Kopfschmerzen, Übelkeit, Gleichgewichtsstörungen. Und das nach nur wenigen Stunden. Jan wollte gar nicht wirklich wissen, wie sich die Sache darstellte, wenn er mal einige Tage ohne seine Tabletten sein würde. Doch das war im Moment ohnehin egal. Er sah verstohlen zu seinem Freund. »Wie meintest du das?«

Negri antwortete nicht sofort, sondern zog erneut an seiner Shisha und hüllte sich selbst in eine fruchtige Dampfwolke, so dass von seinem Gesicht kaum mehr etwas zu sehen war.

»Es ist nur ein Gefühl«, gab er schließlich zurück, als der Rauch sich langsam verzog. »Ich glaube, dass Ahmad gezielt ermordet wurde.«

Jan horchte auf. »Was meinst du? Denkst du, dass es keinen Überfall gegeben hat?«

»Ja und nein. Sein Auto wurde an einer Straße entdeckt. Nach dem Beginn des Arabischen Frühlings hatte es öfter Barrikaden oder große Gegenstände auf der Fahrbahn gegeben, die die Autos zum Halten zwingen sollten. Insofern ist das nicht ganz aus der Luft gegriffen. Aber Ahmad ist erschossen worden, was wiederum völlig unüblich ist. Die Fahrzeugtüren waren von innen verriegelt, das Fenster durch die Kugeln zerstört. Ahmads Portemonnaie lag neben dem Auto. Leer, bis auf die Ausweispapiere. So stand es in der Zeitung. Deshalb wusste ich auch, dass es sich bei dem Toten um Ahmad gehandelt hat.«

Jan blickte erneut nachdenklich in die prasselnden Flammen. »Du glaubst, der Überfall war inszeniert.«

Es sollte zwar als Frage formuliert sein, war aber eher eine Feststellung. Obwohl Jan keine Ahnung hatte, warum jemand ihren Freund umbringen und das auch noch ausgerechnet in Tunesien tun sollte.

»Ich weiß es nicht«, antwortete Negri nach kurzem Zögern. »Solche Barrikaden waren während der Revolution wie gesagt keine Seltenheit. Dass dabei eines der Opfer erschossen wird, ist jedoch nie vorgekommen. Dass mal ein Auto zerbeult und in Mitleidenschaft gezogen wurde, kam vor. Wenn die Insassen ihre Wertsachen nicht sofort herausgegeben haben. Aber Ahmad hat sein Portemonnaie ja offensichtlich abgegeben.«

»Ich verstehe.« Jan nickte. »Warum sollte man ihn töten, wenn er augenscheinlich kooperiert hat? Trotzdem scheint mir das Ganze irgendwie weit hergeholt, findest du nicht?«

»Nein, das denke ich nicht. Du hast gerade selbst gesagt, Ahmads Frau sollte dich anrufen, falls ihm etwas zustößt.«

»Ja, schon, aber-«

»Lass mich ausreden«, fiel Negri ihm ins Wort und Jan verstummte.

»Ahmad rief mich ein paar Tage vor seinem Tod an. Ich war ebenso überrascht wie du, dass er in Tunesien war. Anfangs war ich ein bisschen enttäuscht, dass er sich nicht vorher bei mir gemeldet hat. Immerhin war er da schon seit fast fünf Wochen hier und er wusste ja, dass ich hier lebe. Aber das ist jetzt auch egal. Jedenfalls hat er irgendwie ängstlich geklungen. Er sagte, er recherchiere gerade in einer Sache und fragte, ob er mir etwas zukommen lassen dürfe, für den Fall, dass ihm was zustößt.«

Jan sah überrascht auf. »Hat er das genau so gesagt?« Negri sog blubbernd an seiner Wasserpfeife und blies den Dampf in den abendlichen Himmel. Er nickte. »Das waren seine Worte. Als ich dann von dem Überfall gelesen habe, habe ich mir natürlich Gedanken gemacht. Und dann hast du angerufen.«

Sie schwiegen eine Weile und Jan starrte in die kleiner werdenden Flammen. Aus einem Bluetoothlautsprecher drangen die sanften Klänge von *Versengold*, die auf äußerst poetische Weise den Tod einer Blume besangen. Jan lauschte einen Augenblick dem Text, während er nachdenklich in den klaren Sternenhimmel aufblickte.

*Und er fragte sich, wer trachtet,*

*Wider jeder Gnad noch Güte,*

*Solcher Schönheit nach dem Leben?*

*Hingerichtet, abgeschlachtet,*

*So entmachtet, so mal eben,*

*Diese friedevolle Blüte,*

*So verworfen und verachtet,*

*- Oh behüte.*

»Was sagt die Polizei dazu?«, wandte er sich wieder Negri zu, der gerade neben sich griff, um ein weiteres Holzscheit nachzulegen.

»Pah«, machte er und schnaubte verächtlich. »Die Polizei... *La police, elle dort ici*. Die Polizei, die schläft nur. Hat zumindest mein verstorbener Onkel Hamid immer gesagt. Die Polizei hält natürlich an der Überfalltheorie fest. Das bedeutet weniger Arbeit für sie. Deshalb wollte ich mir gerne selbst ein Bild von der Sache machen und vor Ort mit den Leuten reden. Und beim Sender will ich mich auch mal umhören.«

»Sender?« Jan horchte auf. Er wusste, dass Ahmad in Berlin bei einem Radiosender gearbeitet hatte und dort eine Sendung moderiert hat, bei der Menschen anriefen und über ihre Sorgen sprachen. »Du willst nach Berlin?«

Negri schüttelte den Kopf. »Nein nein. Ahmad meinte am Telefon, er arbeite hier in Tunesien bei einem Sender. Ein freiwilliges, sechswöchiges Praktikum während seines Urlaubs. Ich fand das auch merkwürdig.«

Er zuckte mit den Schultern. »Der Sender ist in Sousse. Vielleicht weiß ja einer seiner Kollegen, woran er gearbeitet hat.«

Wieder schwiegen sie einen Augenblick. Schließlich sah Jan seinen Freund direkt von der Seite an. »Hat er dir denn etwas zugeschickt?«, wollte er wissen und trank einen Schluck aus seiner Bierdose. Es schmeckte bereits schal und Jan verzog angewidert das Gesicht. Obwohl er wusste, dass Negri selbst nicht mehr trank und er es auch eigentlich nicht so gern hatte, wenn bei ihm zuhause getrunken wurde, hatte er Jan wie immer gestattet, sich ein paar Dosen Heineken zu besorgen. Er hatte einmal erklärt, dass einer seiner Onkel ihm vor Jahren ebenfalls erlaubt hatte, zu trinken. Und dass seine Milde letztendlich dazu geführt hatte, dass Negri sich mit dem Islam beschäftigt hat. Wäre sein Onkel hart gewesen, hatte sein Kumpel erklärt, hätte er das sicher als intolerant empfunden und nie mit dem Trinken aufgehört.

Jan hielt das für Geschwafel. Als ob jemand religiös wurde, weil er irgendwann irgendwo hatte Alkohol konsumieren dürfen. Negri blies eine weitere Dampfwolke in die Nacht, bevor er nickte. »Hat er schon... aber irgendwie auch nicht.«

Er erhob sich und verschwand im Inneren des Studios. Er kehrte bald darauf zurück und reichte Jan ein kleines Notizbuch. Der Einband erregte sofort seine Aufmerksamkeit. Er sah aus, als bestünde er aus ineinander verflochtenen Streifen Zeitungspapier. Sie waren eindeutig von unterschiedlichen Nachrichtenblättern, die zudem in verschiedenen Sprachen verfasst waren. Die so entstandenen Quadrate beinhalteten teils nur einzelne Buchstaben oder Zahlen, teils ganze Wörter. Manche hatten zwei oder gar drei Zeilen. Auf der Vorderseite prangte in der Mitte der oberen Hälfte ein silberfarbenes Schild, auf dem in großen Lettern stand:

*Ordnung braucht nur der Dumme. Ein Genie beherrscht das Chaos.*

»Das Buch hat er wohl in Deutschland gekauft«, murmelte Jan mehr zu sich selbst und betrachtete die Rückseite des Notizbuchs, die genauso gestaltet war wie die Front, nur ohne das silberfarbene Schildchen. Er schlug es auf und stutzte kurz, blätterte es einmal durch und wieder zurück.

»Aber da steht ja kaum etwas drin.«

Tatsächlich befanden sich die einzigen zusammenhängenden Texte auf der ersten und auf der letzten Seite, auf denen jeweils zwei Zeilen in arabischer Sprache verfasst waren. Auf den Seiten dazwischen waren fast ausschließlich Buchstaben- und Zahlenkombinationen, die für Jan absolut keinen Sinn ergaben. *D3* stand beispielsweise am Anfang, oder *O2.3, F1, N1.2.1*... Jan überflog die Seiten noch einmal und reichte Negri den Block. »Das ergibt null Sinn. Das muss eine Art Code für irgendetwas sein. Was bedeutet der Text auf der ersten Seite?«

Negri nahm das Buch entgegen und blies eine weitere Dampfwolke in den Nachthimmel. »Auf der ersten Seite stehen zwei Verse aus dem Koran. Es ist der Anfang einer Sure. Sinngemäß bedeutet das: *Es lenkt euch ab, das diesseitige Leben. Bis ihr die Gräber besucht.* Auf der letzten Seite steht: *Besucht mich in meinem Grab.*«

»Besucht mich *in* meinem Grab?«

Negri nickte. »So steht es da. Vermutlich war Ahmad in Eile, als er das geschrieben hat. Es ist nur ein kleiner Strich, der aus dem *a* ein *i* macht. Er hat seinen Tod wohl vorausgeahnt.«

Erneut versanken sie einige Zeit in Schweigen und Jan spürte, wie die Müdigkeit langsam seinen Körper in Besitz zu nehmen begann. Er gähnte herzhaft und streckte sich, bis er ein wohliges Knacken in den Wirbeln verspürte. Sam hob kurz den Kopf und sah ihn mit schiefem Blick an, bevor er sich wieder zu Füßen seines Freundes zusammenrollte.

»Ich weiß nicht«, sagte er schließlich in die eingetretene Stille hinein. »Wenn das eine Art Code ist, dann muss Ahmad auch einen Schlüssel dafür hinterlegt haben. War das Notizbuch wirklich alles?«

Negri nickte, während er dem Hund mit seinem Schuh liebevoll über den Nacken massierte. »Ja. Ich habe alles doppelt und dreifach untersucht, selbst das Papier, in dem das Buch eingewickelt war. Sonst war da nichts.«

Jan streckte die Beine aus und lehnte sich leicht in seinem Stuhl zurück. Er fragte sich, was Ahmad wohl entdeckt haben mochte, dass er für dieses Wissen hatte sterben müssen. Ahmad war nie ein besonders neugieriger Mensch gewesen, der in irgendwelchen Geheimnissen herumkramte. Wenn Negri mit seiner Theorie überhaupt recht hatte.

Selbst an den Themen seiner Anrufer hatte er nie mehr als ein rein berufliches Interesse gezeigt. Zumindest, soweit Jan das wusste. Anderseits hatte er auch nur zwei von Ahmads Sendungen verfolgt. Der Eindruck konnte also trügen.

*Was hast du herausgefunden?*, fragte er sich, während *Versengold* im Hintergrund mit *Trunkenbolde* einen deutlich fröhlicheren Song anspielte. *Was hast du herausgefunden?*

Kapitel 4

Negri hatte das Reden übernommen, was auch nur logisch war. Im Süden leben die richtigen Tunesier, hatte er erklärt. Die, die sich nie an die französische Besatzung gewöhnt haben. Hier würde Jan mit seinem Französisch nicht weit kommen.

Sie waren nach dem Frühstück aufgebrochen und die knapp 200 Kilometer zu der Ortschaft gefahren, in deren Nähe Ahmad ums Leben gekommen war. Doch obwohl Negri – wenn Jan das richtig einschätzte – sehr vorsichtig und behutsam mit den Menschen redete, war ihnen nur mäßiger Erfolg beschieden.

Man habe von dem Überfall gehört, ja. Meist seien es junge Männer, die sich an solchen Aktionen beteiligten. Manchmal waren auch Alkohol oder Drogen im Spiel. Es waren schlimme Zeiten. Aber niemand konnte sich vorstellen, dass es Jungs aus dieser Stadt waren. An Schüsse konnte oder wollte sich ebenfalls keiner erinnern.

Negri sprach mit vielen Menschen. Doch alle schienen diesbezüglich verschlossen. Jan begann schon langsam, die Hoffnung aufzugeben, dass sie etwas erfuhren. Wahrscheinlich befand sich sein Freund ohnehin auf dem Holzweg. Warum sollte es sich hier um irgendwas anderes handeln als einen – vielleicht missglückten – Überfall? Mochte ja sein, dass in all den Jahren nie einer bei so was getötet worden war. Doch einmal war ja bekanntlich immer das erste Mal. Ganz ausschließen konnte man es nicht, dass plötzlich einer eine Waffe zog und aus welchem Grund auch immer schoss. Nein, nur weil Ahmad mit Negri kurz vor seinem Tod in Kontakt getreten war, musste das noch lange nichts bedeuten. Jan blickte auf und starrte in den wolkenlosen Himmel. Mittlerweile war es Mittag und die Sonne brannte unbarmherzig auf ihre Köpfe herab. Jan fühlte bereits, wie ein dumpfer Schmerz hinter seiner Stirn aufstieg. Zudem hatte er immer mehr das Gefühl, gegen eine Wand zu rennen und nicht weiterzukommen.

Er spürte die misstrauischen Blicke der Einheimischen auf sich. Etwas kam ihm komisch vor. Er hatte bisher nicht darüber nachgedacht, doch jetzt, wo er darauf achtete, bemerkte er es. Sie redeten mit Negri, aber sie betrachteten *ihn*. Lag da Angst in ihren Augen oder täuschte das? Nur warum sollten die Menschen Angst vor ihm haben? Es war absurd. Und doch wurde er das Gefühl nicht los, dass seine Anwesenheit die Leute nervös machte. Er beschloss, es auf einen Versuch ankommen zu lassen.

»Ich habe Kopfschmerzen«, meinte er, als Negri sich von seinem aktuellen Gesprächspartner abwandte, wobei ihm die Resignation in den Augen abzulesen war. »Ich glaube ohnehin, dass wir hier nichts erfahren. Was dagegen, wenn ich mich ins Auto setze?«

»Nein, mach ruhig«, gab Negri zurück und warf ihm die Schlüssel zu. »Ich werde auch nur noch die beiden Häuser am Ende der Straße abklappern.«

Jan nickte und wandte sich dem in zweiter Reihe parkenden Wagen zu. Er entriegelte die Tür und ließ sich erleichtert auf dem Beifahrersitz nieder. Er schaltete das Radio ein und öffnete die Fenster. Schließlich stellte Jan den Rückspiegel so ein, dass er seinen Freund im Blickfeld hatte, der gerade an einer Haustür mit einer alten Frau redete.

»Was zum...«, rief er laut aus und wandte sich um, um durch die dunkel getönte Rückscheibe des Volkswagen zu schauen. Ein eisiger Schauer lief ihm über den Rücken. Der helle Mercedes stand am Straßenrand, keine zweihundert Meter hinter ihnen. Auf die Entfernung konnte Jan unmöglich erkennen, ob jemand im Innern saß oder nicht. War das ein Zufall? Aber wie hoch war die Wahrscheinlichkeit, dass er innerhalb von zwei Tagen zwei weiße SLK sah, die nur wenige Meter von ihnen entfernt parkten? Noch dazu an Orten, die fast 200 Kilometer voneinander entfernt waren?

Aus den Augenwinkeln sah Jan, wie sich eine Gestalt aus einem Häusereingang löste und sich auf Negri zubewegte, der gerade wieder auf die Hauptstraße trat. Er wandte den Blick von dem Mercedes ab und fokussierte sich auf seinen Freund.

Die Gestalt entpuppte sich als Junge von vielleicht zwölf oder dreizehn Jahren. Er eilte auf Negri zu und Nabil beugte sich zu ihm herab. Schließlich zog der Junge seinen Freund fort.

Jan wollte erst aussteigen, konnte dann aber erkennen, dass der Junge Negri nur hinter eine Häuserecke führte, wo die beiden kurz miteinander sprachen. Nabil zückte sein Portemonnaie und drückte dem Knirps etwas Geld in die Hand, der daraufhin schnell verschwand.

Einige Augenblicke später stieg Negri ins Auto und startete wortlos den Motor. Als er anfuhr, beobachtete Jan den Rückspiegel und stellte erleichtert fest, dass der weiße Mercedes sich nicht in Bewegung setzte. Er entspannte sich und sah erwartungsvoll zu seinem Freund.

»Was hat der Junge gewollt?«

Negri fuhr in einen Kreisverkehr und bog nach links Richtung Boumerdès ab. Unzählige Kakteen mit Feigen säumten die Ränder der Straße. Hunde und Katzen streunten umher auf der Suche nach etwas Essbarem. Esel grasten am Fahrbahnrand, vereinzelt besäumten Häuser oder noch im Bau befindliche Gebäude die ansonsten karge und trockene Landschaft. Der Geruch von Tümpel, Asphalt, Müll und Diesel lag permanent in der Luft und schien selbst durch die geschlossenen Fenster ins Innere des Wagens vorzudringen und sich dort festzusetzen. Unzählige Olivenbäume reihten sich jenseits der Kaktuswälder aneinander. Die Gegend erschien Jan mehr als trostlos und er fragte sich erneut, was Ahmad hier nur gewollt haben könnte.

»Woher wusstest du, dass die Leute Angst vor dir haben?«, antwortete Negri mit einer Gegenfrage. Jan zuckte mit den Achseln. »War nur so ein Gefühl. Hat der Junge was erzählt?«

Der andere bedachte ihn mit einem finsteren Seitenblick und bremste ab, als er sich einem Hubbel näherte. Ein Motorroller überholte sie rechts und hupte kurz, bevor er neben ihnen über den Daudin fuhr.

»Ich sollte ihm versprechen, dir nichts davon zu erzählen. Aber ich habe ihm gesagt, dass Ahmad unser Freund war und wir nur die Wahrheit herausfinden wollen. Er hat mir erzählt, dass Männer aufgetaucht sind. Sie haben vornehmlich Jugendliche angesprochen und jedem von ihnen 100 Dinar dafür gegeben, dass sie eine Sperre errichten.«

»Was für Männer?«, fragte Jan aufgeregt.

»Er sagt, sie waren zu viert. Drei von ihnen haben deutsch gesprochen. Der andere war Tunesier. Er hat übersetzt.«

Jan schwieg. Erneut lief ihm ein kalter Schauer über den Rücken. Trotz der Hitze richteten sich seine Nackenhaare auf. Deutsche. Was in aller Welt hatte Ahmad nur getrieben? Wem war er bloß dermaßen auf den Schlips getreten, dass man ihn von Deutschland hierher verfolgt und einen Überfall inszeniert hatte, um einen harmlosen Radiomoderator zu töten? Negri bremste erneut ab, als sie ein weiteres Dorf erreichten und die nächsten Daudins sich per Schild ankündigten.

»Der Junge meinte, die Männer hätten ein ganz bestimmtes Auto anhalten wollen. Sie hätten von einer Art Streich gesprochen, den sie einem Freund spielen wollten. Ganz harmlos. 100 Dinar ist für die Jungs hier eine Menge Geld. Sie haben also mitgemacht. Sie haben vorher schon einige Wagen aufgehalten, die sie dann nach kurzer Prüfung durchgelassen haben. Doch als sie Ahmads Wagen zum Halten gebracht haben, tauchten plötzlich Männer mit Waffen auf und die Jungs sind abgehauen. Sie haben später die Schüsse gehört.«

»Gott«, raunte Jan. »Ahmad muss irgendwen ziemlich verärgert haben.«

»Scheint fast so.« Negri hielt auf den nächsten Kreisverkehr zu und fuhr geradeaus in Richtung Autobahn. »Wir sollten unser Glück beim Sender versuchen. Ahmad sagte am Telefon, er mache hier ein Praktikum bei *dunya.fm*. Das ist ein recht junger Sender in Sousse. Das liegt praktischerweise auf unserem Rückweg.«

Jan nickte. »In Ordnung. Vielleicht kann uns dort jemand sagen, woran er hier gearbeitet hat.«

Kapitel 5

*Wer an Gott und den Jüngsten Tag glaubt, der soll seinem Nachbarn kein Übel zufügen. Und wer an Gott und den jüngsten Tag glaubt, der soll seinem Gast Gastfreundschaft erweisen. Und wer an Gott und den Jüngsten Tag glaubt, der soll Gutes reden oder schweigen.* (Ausspruch des Propheten Muhammad s.a.s.)

*Dunya.fm*, ein kleiner Regionalsender, der erst vor rund einem Jahr aufgenommen hatte, hatte seine Räume in der Cité Erriadh in Sousse. Eine freundliche Angestellte empfing sie, nachdem sie einer Empfangsdame ihr Anliegen mitgeteilt hatten.

»Hallo, ich bin Amal«, sagte sie in akzentfreiem Französisch. »Sprecht ihr beide französisch?«

»Ja«, meinte Jan und ergriff die feingliedrige Hand, die sie ihm hinhielt.

»Gut.« Amal lächelte. »Dann muss keiner für uns übersetzen.«

Auch Negri hielt sie die Hand hin, der sie kurz schüttelte, während er Amal erklärte, wer sie waren und weshalb sie gekommen waren.

»Es ist traurig«, seufzte das Mädchen betroffen und schüttelte betrübt den Kopf. Sie mochte vielleicht fünfundzwanzig oder sechsundzwanzig sein. Ihr langes, dunkles Haar war mit blonden Strähnen durchsetzt und auf der rechten Wange hatte sie ein winziges Muttermal. »Wir haben hier zusammen gearbeitet«, erklärte sie, während sie Negri und Jan einen Korridor entlangführte. »Alle kamen gut mit Ahmad zurecht. Jeder mochte ihn. Vor einem Monat hätte er zurück nach Deutschland fliegen sollen. Es war seine letzte Woche bei uns. Und dann das.«

Der Boden war mit bordeauxrotem Teppich ausgelegt. An der Wand hingen Bilder von tunesischen und französischen Musikern, von denen Jan nicht einen kannte. »Hatte Ahmad hier eine bestimmte Funktion?«, wollte er wissen, als Amal gerade vor einer Tür halt machte, die links von dem Korridor abging und in ihr Büro führte.

»Eigentlich nicht. Er rief im März bei uns an und wollte hier so etwas wie ein Praktikum machen. Das war überraschend, weil er uns sagte, dass er in Deutschland eine eigene Sendung moderiert. Es war also eher so, dass Ahmad uns hier noch was beibringen konnte. Aber er wollte das Praktikum unbedingt. Er hat es sogar umsonst gemacht, während seines Urlaubs.«

Amal öffnete die Tür und bat sie, einzutreten und sich zu setzen. Negri und Jan nahmen in zwei bequemen Polstersesseln platz, die um einen Mosaiktisch angeordnet waren. Amal umrundete einen Schreibtisch aus hellem Holz, der überhaupt nicht zu den dunklen Tapeten an den Wänden passen wollte. Sie griff nach einem Telefonhörer, in den sie ein paar kurze Anweisungen bellte. Anschließend kam sie wieder in den vorderen Teil des Raumes und ließ sich in einen weiteren Polstersessel sinken.

Wenig später trat eine junge Frau mit einem Tablett herein, welches sie auf dem sechseckigen Mosaiktisch abstellte. Sie warteten, bis das Mädchen wieder verschwunden war.

»Weißt du denn, ob Ahmad hier an etwas Bestimmtem gearbeitet hat? Hat er vielleicht mal eine Recherche erwähnt, die er durchführt?«

Jan beugte sich leicht vor, um nach einem Beutel Zucker zu angeln, der sich in einer runden Schale aus bemaltem Keramik befand. Amal überlegte kurz und schüttelte dann den Kopf. »Gesagt hat er nichts, aber er ist gelegentlich nach Mahdia gefahren. Er sagte, er müsse dort eine private Angelegenheit klären. Er hat nie viel darüber geredet. Oder über sich. Ich vermutete, dass er bei Verwandten untergekommen war. Allerdings...«

Sie betrachtete Jan aus ihren dunklen Augen und zum ersten Mal fiel ihm auf, wie hübsch sie eigentlich war. Für ein paar Sekunden trafen sich ihre Blicke und Jan versank direkt in ihren mandelförmigen Augen.

»Allerdings?«, hakte Negri nach und riss Jan so aus seiner kurzzeitigen Trance. Er versuchte, sich wieder auf das Gespräch zu konzentrieren und auch Amal blickte rasch zu Boden und nahm den Faden schließlich nochmal auf. »Nun, er hat mir gesagt, dass ihr zwei hier womöglich auftauchen würdet. Er hat euch ziemlich genau beschrieben.«

»Er hat gewusst, dass wir kommen?«, fragte Jan und beugte sich interessiert vor. Das wurde ja immer spannender. Womöglich hatte Ahmad hier den Schlüssel hinterlegt, um den Code aus dem Notizbuch zu entschlüsseln. »Hat er irgendetwas für uns da gelassen?«

»Nur eine Nachricht«, gab Amal an. »Eine, die ich euch persönlich mitteilen soll. Und zwar nur euch.«

»Was für eine Nachricht?«, fragten Negri und er wie aus einem Mund. Amal spitzte die Lippen zu einem Lächeln. »Es sind nur vier Worte: Der Scheich ist gestorben.«

Kapitel 6

»Der Scheich ist gestorben... was zur Hölle soll das bedeuten?«

Jan drückte den Knopf für das Erdgeschoss und die Aufzugtüren schlossen sich hinter ihnen. Im nächsten Moment setzte sich der Fahrstuhl ruckelnd und lautstark in Bewegung. Das weitere Gespräch hatte nichts Nützliches mehr ergeben. Nachdem sie sich von Amal Ahmads Arbeitsplatz hatten zeigen lassen, waren sie schließlich wieder gegangen – nicht, ohne dass Jan der Mitarbeiterin seine Visitenkarte zugesteckt hatte. Natürlich nur für den Fall, dass ihr noch etwas einfiel, hatte er schmunzelnd gemeint. Wobei er ein bisschen hoffte, dass dies tatsächlich so sein und Amal sich bei ihm melden würde.

»Ich habe keinen blassen Schimmer«, gab Negri zurück. »War Ahmad früher auch so geheimnisvoll?«

»Ach was«, machte Jan und strauchelte kurz, als der Aufzug mit einem heftigen Ruckeln zum Halten kam. »Er hat Rätsel gehasst. Umso mehr verwundert es, wie viel Mühe er sich mit der Verschlüsselung seines Notizbuches gemacht hat.«

Sie stiegen aus dem Fahrstuhl und traten kurze Zeit später durch die offenstehende Tür des Gebäudes auf die Straße.

»Im Prinzip haben wir also zwei Hinweise und alle haben mit dem Tod zu tun: Es lenkt euch ab das diesseitige Leben, bis ihr die Gräber besucht. Und nun noch: Der Scheich ist gestorben.«

Negri öffnete die Türen des Sharan mit der Fernbedienung und umrundete das Auto, um zur Fahrerseite zu gelangen.

»Pass auf!«, rief Jan seinem Freund zu, als der schwarze Mercedes, der gerade aus einer Parkbucht auf die Straße gefahren war, einen ruckartigen Schlenker machte. Negri sprang geistesgegenwärtig über die Motorhaube und rutschte von dort auf das staubige Pflaster. Der Fahrer des Wagens beschleunigte und bog mit quietschenden Reifen um eine Häuserecke.

»Alles in Ordnung?«, fragte Jan und eilte auf die Straße, um seinem Freund beim Aufstehen zu helfen.

»Besoffene Vollidioten«, knurrte Negri und klopfte sich den Staub von den knielangen Shorts, die er heute trug. »Nicht mal hupen kriegen die auf die Reihe.«

Negri sah an sich herab und Jan folgte seinem Blick. Aus einer Schürfwunde am Knie trat etwas Blut, ansonsten schien alles noch am richtigen Platz zu sein.

»Ich glaube ehrlich gesagt nicht, dass der Fahrer besoffen war.« Jan sah seinen Freund finster an.

»Wie meinst du das?«

»Ganz einfach: Ich glaube nicht an so viele Zufälle und dieser Mercedes ist, seit du mich gestern vom Flughafen abgeholt hast, der dritte, den ich gesehen habe.«

Negri rieb sich das Knie und sah ihn verunsichert an.

»Der Dritte? Du denkst, uns folgt jemand?«

Jan zuckte mit den Schultern. »Das müsste schon ein ganz großer Zufall sein. Einer hat gestern bei deinem Onkel in der Straße eingeparkt, als wir gerade aus dem Wagen gestiegen sind. Als wir uns heute in dem Dorf umgehört haben, stand ein SLK keine zweihundert Meter hinter uns am Straßenrand. Und jetzt fährt dich einer beinahe um. Ein bisschen viel auf einmal, findest du nicht?«

»Da hast du wohl recht. Das ist beunruhigend. Ich werde Amina bitten, ein paar Tage zu ihren Eltern zu gehen. Vorsichtshalber.«

Jan konnte sich bereits lebhaft ausmalen, wie Amina auf diese Bitte reagieren würde. Sie würde sie wahrscheinlich als Vorwand betrachten, um sie loszuwerden und das Haus für sich zu haben. Er grinste breit, als er sich das Gezeter vorstellte, mit dem sie ihm unmissverständlich klarmachen würde, wohin er sich seinen tollen Vorschlag stecken durfte.

»Komm«, meinte er schließlich und klopfte seinem Freund auf die Schulter. »Du siehst etwas mitgenommen aus. Gibt es hier ein gutes Lokal? Ich lad dich zum Essen ein.«

Negri nickte dankbar. »Es gibt ein gepflegtes Restaurant nahe der Altstadt. Es hat eine Dachterrasse und man hat einen schönen Ausblick auf die Stadt.«

Kapitel 7

*Wir denken selten an das, was wir haben, aber immer an das, was uns fehlt.* (Arthur Schopenhauer)

»Du hattest recht. Der Ausblick ist spitze. Wenn man auf Häuserdächer steht.«

Jan rollte mit den Augen. Er grinste breit. Von der ausladenden Dachterrasse des *arc en ciel* konnte man tatsächlich fast über die gesamte Stadt blicken. Allerdings war es dennoch nichts Besonderes, wie er fand. Ein paar verschieden hohe Häuserdächer, zuweilen konnte man auf den einen oder anderen Innenhof schauen, in denen die Bewohner auch noch ihre Wäsche zum Trocknen aufhängten. Das mochte daran liegen, dass sie auf der falschen Seite der Terrasse saßen. Die dem Meer zugewandte Seite bot durchaus einen reizvollen Ausblick, soweit Jan das von ihrem Platz aus beurteilen konnte. Verschiedenfarbige Container lagen am Hafen bereit, die darauf warteten, auf eines der größeren Frachtschiffe verladen zu werden. Menschen überquerten zwischen den unzähligen Fahrzeugen die Hauptstraße, um ihren Geschäften nachzugehen. Fischerboote glitten in der Ferne über das Meer und auch ein Piratenboot als Touristenattraktion ließ sich am Horizont ausmachen. Das eine oder andere Bankgebäude überragte die Dächer und vermittelte zumindest so etwas wie einen Großstadteindruck.

Für Jan war das bislang trotzdem nichts. Er fragte sich abermals, wie es seinen Freund ausgerechnet hierher hatte verschlagen können. Verwandtschaft hin oder her.

»Das ist die Skyline von Sousse«, lachte Negri und breitete seine Arme zu einer ausholenden Geste aus. »Wäre es New York, würdest du sicher nicht so die Nase rümpfen.«

»Pah, New York«, schnaubte Jan und war ernsthaft darüber verstimmt, dass der weltgewandte Negri, der Städte wie Rom, Neapel, Zagreb, Prag oder Paris besucht hatte und noch unzählige andere, diese große Müllhalde mit einer Weltstadt wie New York verglich. »Du kannst doch New York nicht mit diesem stinkenden Morast gleichsetzen.«

Er sah, wie sein Freund mit den Augen rollte. »Dieser stinkende Morast, wie du ihn nennst, ist meine Heimat. Und ich fühle mich hier wohl. Ich glaube langsam, du hast vergessen, wo du herkommst.«

Jan schob sich ein Stück von dem Steak in den Mund, welches er geordert hatte und das man bei weitem nicht als solches bezeichnen konnte. »Was willst du eigentlich von mir?«, meinte er kauend. »Vergessen, wo ich herkomme?«

»Na, was denkst du? Sieh dich doch an. Von Kopf bis Fuß in Designerklamotten. Erzähl mir bloß nicht, dir geht es dabei noch um Fußball. Wo ist der Junge, der mit mir im Bahnhof von Neapel auf dem verschmutzten Boden geschlafen hat? Der in den dreckigen Morasten der Welt *gelebt* hat und in die schäbigsten Absteigen gegangen ist, um genug Geld für ein zweites oder drittes Spiel zu haben? Ich sage nur *Empoli Plaza*. Oder diese Jugendherberge in Bratislava. Wann bist du das letzte Mal auf der Ladefläche eines mit Bausand beladenen Lasters gefahren, nur um kein Geld für die Anreise ausgeben zu müssen? Du merkst es vielleicht nicht, aber ich sehe, dass dich das Geld verändert hat.«

Jan stocherte schweigend mit der Gabel in seinem Essen rum. Nachdem er das Studium abgebrochen hatte, um Geld für seine Fußballtouren zu verdienen, hatte er in der Schrottfirma seines Vaters eine Lehre begonnen. Sein alter Herr hatte darauf bestanden, dass er die Firma von Grund auf kennenlernte und draußen als Kranführer begann. Er konnte noch immer Heinrichs Worte hören.

*Ich will nicht, dass mein Sohn sich einfach ins gemachte Nest setzt und Entscheidungen trifft, ohne zu wissen, worum es geht. Nur damit du deinem dämlichen Hobby nachgehen kannst. Du wirst genau so anfangen wie ich. Du wirst deine Mitarbeiter kennenlernen und mit ihnen arbeiten. Damit du lernst, dass hinter jedem Job harte Arbeit und eine Existenz stecken.*

Anfangs hatte ihm das nicht gefallen. Doch mittlerweile war Jan seinem Vater sogar dankbar dafür. Die Mitarbeiter in der Firma hatten ihn bald als einen der ihren akzeptiert. Das wäre wohl nicht so gekommen, hätte er von Anfang an Verantwortung für alles übernehmen müssen.

Theoretisch hätte er sich die Ausbildung schenken können. Wie seine Eltern und seine beiden Geschwister besaß Jan Firmenanteile, deren Wert es ihm ermöglicht hätte, sich viele Jahre auf die faule Haut zu legen und dabei die Vorzüge des Lebens zu genießen. Doch sein Großvater, der die Firma aufgebaut hatte, war bis zu seinem Tod vor rund sechs Jahren ein Arbeitstier gewesen, der all sein Herzblut in sein Unternehmen gesteckt hatte. Schon Jans Vater hatte damals wie jeder andere Mitarbeiter anfangen müssen. Faulheit war in der Familie noch mehr verschrien als Versagen. Daher gab es für alles Bedingungen, die sein Großvater damals festgelegt hatte. Keines seiner Kinder und Kindeskinder war verpflichtet, in der Firma anfangen. Doch jeder musste für sein Geld arbeiten. Jans Bruder hatte Jura studiert und war jetzt Anwalt. Seine Schwester hatte ihr Glück in einer einfachen Ausbildung zur Bauzeichnerin gefunden. Auch Jan selbst hatte ursprünglich nicht im elterlichen Betrieb arbeiten wollen. Er war jedoch zu ungeduldig gewesen, sein Studium durchzuziehen, was vor allem an seinem teuren Hobby gelegen hatte.

Nachdem er seine Lehre beendet hatte, hatte Jan sich in der Verwaltung und den Büros austoben dürfen. Schichten planen und Personal einteilen, Gespräche mit Kunden führen, all so was. Und schließlich hatte sein Vater ihn in die Unternehmensführung eingewiesen und erst ab da hatte er ihm nach und nach mehr Kompetenzen für die Geschäfte übertragen. Und mit der Verantwortung waren auch Jans Einkünfte deutlich gestiegen und er hatte endlich genug Kohle verdient, um sein kostspieliges Hobby in vollen Zügen genießen zu können.

Und was war schon dabei? Niemand sagte, dass man nicht in netten Hotels übernachten und sich teure Kleider leisten durfte. Nur weil die meisten versuchten, mit sowenig Geld wie möglich auszukommen und dabei so viele Spiele wie nur irgend vorstellbar zu sehen, musste er es nicht auch so halten.

»Als ob es darum geht, in völliger Armut durch die Welt zu tingeln«, sagte er daher mit einem Anflug von Wut. »Wer es sich leisten kann, der fliegt eben erster Klasse anstatt auf irgendeinem Fischkutter anzuheuern, um so eine gratis Überfahrt zu bekommen. Du bist doch nur neidisch, dass ich noch immer die schönsten Stadien der Welt sehe, während du Windeln wechselst und in deinem stickigen Kabuff um dein Leben schreibst.«

»Jetzt komm aber mal wieder runter von deinem hohen Ross. Denkst du wirklich, das hier ist ein Wettstreit? Wer mehr Stadien und die interessantesten Spiele gesehen hat? Herrgott, Janosch, du bist nicht mehr zwanzig. Werd endlich erwachsen.«

Das Schweigen, welches einsetzte, dauerte an und wurde quälend. Jan wandte den Blick ab und betrachtete einen Augenblick die langsam untergehende Sonne. Auch Negri mied den direkten Blickkontakt und sah ein weiteres Mal über die Dächer der Stadt.

»Wollen wir los?«, fragte Jan tonlos, als die Stille für ihn unerträglich wurde, und er winkte bereits einen Kellner herbei, um die Rechnung zu bezahlen. Negri nickte nur. »Ist wohl besser so.«

Den Rest der Heimfahrt verbrachten sie weitgehend schweigend. Jan tat die meiste Zeit, als schlafe er, was seinem Freund anscheinend nur recht war. Er betrachtete aus halb geschlossenen Augen die vorbeiziehende Landschaft und den fast vollen Mond am Himmel, lauschte der Musik, die aus den Lautsprechern kam.

*Komme mit uns, du bist herzlich willkommen,* sang Hannes Ostendorf auf ungewohnt melodische Weise.

*Lass dich einfach gehn'*

*Tritt an meine Seite,*

*lass uns zueinander stehn.*

*Komme mit uns – herzlich willommen*

*Lass dich einfach gehn'*

*Tritt an meine Seite, werd ein Teil von mir*

*Als Freunde durchs Leben gehn'*

Jan fühlte, wie sein Auge feucht wurde. Gerade, als der Song sein gewohnt hartes Tempo aufnahm.

Die Musik wurde lauter. Anscheinend wühlte sie seinen alten Freund nicht weniger auf als ihn selbst. Allein die Tatsache, dass Negri all diese Lieder, die sie einst gemeinsam gegrölt hatten, noch immer im Auto hatte und sie auch *hörte*, empfand Jan als bemerkenswert. Immerhin bedeutete es, dass ihm nicht egal war, was einst zwischen ihnen war.

Obwohl sie eigentlich völlig verschieden waren, hatten sie zusammengepasst wie Pech und Schwefel. Sie hatten im selben Takt geschlagen, hatten funktioniert wie ein gut geschmiertes Uhrwerk. Sie waren so oft zusammen gewesen, dass die Leute gedacht hatten, sie seien schwul. Natürlich waren das nur Gerüchte, zu deren Entkräftung sie gleichsam wenig beigetragen hatten. Es hatte sie nicht gekümmert, was ihre Freunde geglaubt hatten. Und die Vermutung hätte man durchaus als naheliegend bezeichnen können. Immerhin hatten sie das Bett und auch sonst so ziemlich alles geteilt, was sie besessen hatten.

Als Jan mit den anderen Jungs nach Zagreb geflogen war und Negri sich auf seine Abschlussprüfungen vorbereiten musste, hatte er seinen Freund schmerzlich vermisst. Umso überraschter und erfreuter war er gewesen, als Negri unerwartet im Stadion von Dinamo Zagreb aufgetaucht war. Das Spiel, welches Dinamo 2:0 gegen Hajduk Split gewonnen hatte, war dadurch zu einem echten Highlight geworden.

Einmal mehr fragte Jan sich, was sie nur so sehr entfremdet hatte. Er hatte es immer auf den Islam geschoben, den sein Freund vor rund sechs Jahren angenommen hatte. Auch wenn Negri danach noch eine Zeitlang dabei war, war es nicht mehr so wie in den Zeiten davor gewesen. Zumindest war es ihm so vorgekommen, dass sein einstiger Weggefährte sich danach langsam aber stetig von ihnen abgewandt hatte.

Die Heirat mit Amina hatte sie dann vollends voneinander entfernt. Wobei Jan zugeben musste, dass er daran einen nicht unerheblichen Anteil hatte.

Negri hatte ihn bereits Tage vor der Hochzeit darum gebeten, an diesem Tag nichts zu trinken. Zumindest so lange, bis Aminas Familie – die für die Feier extra aus Freiburg angereist war und am Abend wieder nach Hause fahren wollte – von der Bildfläche verschwunden war. Danach, so hatte Negri es ihm zugesichert, könne er – und alle anderen – sich gerne richtig gehen lassen. Doch Jan hatte es sich natürlich nicht verkneifen können.

Nicht nur, dass er bereits voll wie ne Eule im Saal aufgetaucht war und so ziemlich jede weibliche Person auf der Feier – inklusive der Braut – angemacht hatte.

Er hatte Amina auch noch vor den Augen ihrer Familie an den Hintern gefasst und versucht, sie zu küssen. Er wusste längst nicht mehr, was er sich damals dabei gedacht hatte. Vermutlich so etwas total Dämliches wie: *Warum auch nicht?* Negri und er hatten ja schließlich immer alles miteinander geteilt...

Der negative Höhepunkt des Tages war gewesen, dass Jan sich gerade in dem Moment, in dem das Brautpaar die Hochzeitstorte anschneiden wollte, hatte übergeben müssen. Auf die Torte. Und ein bisschen auch auf Aminas Kleid.

Erst einen Tag später hatte Negri ihn am Telefon über seine unzähligen Aussetzer unterrichtet. Jan lag zu dem Zeitpunkt schwer verkatert im Bett und konnte sich an so ziemlich gar nichts mehr erinnern. Immer, wenn er gedacht hatte, er hätte seine schlimmste Abendsünde schon zu hören bekommen, hatte Negri noch einen drauf gesetzt. Jan hatte sich danach fast zwei Wochen nicht getraut, seinem Freund unter die Augen zu treten, so peinlich war es ihm gewesen.

Seitdem hasste Amina ihn wie die Pest und Jan konnte es ihr nicht verübeln. Negri hatte, obwohl auch er allen Grund hatte, sauer auf ihn zu sein, stets versucht, die Wogen zu glätten, was natürlich vollkommen aussichtslos war.

Immerhin hatte er Amina den schönsten Tag im Leben einer Frau zunichtegemacht. Und das vor den schockierten Blicken ihrer Eltern und ihrer fünf Brüder.

Dass sie Negri danach überhaupt noch Respekt entgegenbrachten, grenzte praktisch an ein Wunder. Trotzdem hatte er Jan nie Vorwürfe gemacht. Weder am Tag danach noch irgendwann sonst, was Jan ihm gar nicht hoch genug anrechnen konnte. Im Grunde war er sicher: Wäre es nicht Negris Hochzeit gewesen, hätte sein Freund selbst darüber gelacht.

Der Wagen ruckte über einen Hubbel und Jan, der ahnte, dass sie bald Zuhause waren, schreckte leicht auf. Anscheinend hatte Negri genau damit gerechnet, denn er hielt ihm bereits eine kleine, durchsichtige Tüte unter die Nase, in der sich lange, braune Gebäckstangen befanden.

»Was ist das?«, fragte er übertrieben schläfrig, obwohl ihm längst klar war, dass Negri ihn nicht erst seit eben durchschaut hatte.

»Kaki. Hab ich beim Péage von einer alten Frau gekauft.«

Das hatte Jan aus den Augenwinkeln beobachtet. Und auch die Tatsache, dass Negri der alten Schachtel einen zwanziger in die Hand gedrückt hatte. Ihm war, als höre er noch immer die unablässigen Danksagungen und Segenswünsche der zerfurchten weiblichen Quasimodo-Version.

»Du kaufst bei irgendeiner Frau am Straßenrand ein?« Jan rümpfte die Nase. »Du weißt ja gar nicht, was die da reingemacht hat. Vielleicht Asche und irgendwelche Abfälle. Oder Katze.«

»Halt einfach die Fresse und nimm einen.«

Zum ersten Mal seit ihrem kleinen Disput lachte Negri und weil es zumindest nicht aufgesetzt klang, fiel Jan darin ein und angelte sich eine der Stangen, in die er krachend rein biss. Im nächsten Moment fuhr Negri bereits rechts ran und parkte vor der hellen Mauer, die das Grundstück seines Freundes umschloss.

»Die schmecken sogar ganz gut«, meinte Jan und nickte anerkennend. »Dafür, dass Katze drin ist, meine ich.«

»Ich weiß. Amina liebt die Dinger. Ich bringe ihr jedes Mal welche mit. Und seit wir wissen, dass Katze wie Hühnchen schmeckt, ist es auch gar nicht mehr so schlimm.«

Sie lachten erneut auf. Als sie in Tschechien auf der etwas schlecht ausgebauten Straße nach Brünn Hunger bekommen hatten, hatten sie sich an irgendeiner klapprigen Tankstelle mit eingepackten Baguettes eingedeckt. Auch von denen hatten sie befürchtet, dass darin Katze verarbeitet sein könnte. Der Belag hatte sich zwar als Hähnchennuggets herausgestellt, war für sie allerdings immer Katze geblieben. Katze, die wie Hühnchen schmeckte.

»Komm«, sagte Negri schließlich und schlug ihm freundschaftlich auf die Schulter. »Gehen wir schlafen.«

Kapitel 8

*Golden Boys Stadium.* Der Name sprang ihm sofort ins Auge, zeugte die blaue Schrift auf gelbem Untergrund schließlich von einem möglichen Non-League-Ground, den man immerhin erst einmal machen musste.

Jan besuchte derartige Anlagen zwar schon lange nicht mehr – sie hatten für ihn sämtlichen Reiz verloren – aber der alte Instinkt war zumindest noch da und einmal mehr geweckt. So konnte er auch eine gewisse Enttäuschung nicht ganz verhehlen, als Negri ihm erklärte, dass er ein Stadion an dieser Stelle vergebens suchte.

»Du kannst mir ruhig glauben: Jedes Mal, wenn ich dieses Schild sehe, halte ich nach irgendetwas Ausschau, das einem Bolzplatz auch nur ähnelt. Hier gibt es nichts.«

»Sieht wirklich ziemlich trostlos aus«, musste Jan zugeben und betrachtete die unzähligen Autos, die sich wie ein großer Fischschwarm langsam in Bewegung setzten.

Jan hatte am Morgen einen reich gedeckten Frühstückstisch und eine mit Kaffee gefüllte Thermoskanne vorgefunden. Jedoch keinen Negri. Er wusste mit ziemlicher Sicherheit, dass das noch immer ihrer kleinen Auseinandersetzung vom Vorabend geschuldet war. Negri war nie lange sauer. Aber manchmal war er eben nachtragend. Und so war es wohl auch diesmal. Sein Freund hatte sich den halben Vormittag in seinem Arbeitszimmer verbarrikadiert und war nicht einmal herausgekommen, um sich Kaffee zu holen. Bei einem Koffeinjunkie wie Nabil war dies das entscheidende Indiz dafür, dass er noch immer eingeschnappt war.

Gegen elf Uhr war er schließlich heraus getreten, um Jan wie besprochen zum Bahnhof zu bringen, vor dem er nun gerade hielt.

»Schade, dass du nicht mitkommst«, seufzte Jan, der keine große Lust hatte, alleine mit dem Zug durch das halbe Land zu fahren, auch, wenn es bis Sousse nur etwa hundertdreißig Kilometer waren.

»Sorry, aber dieses Interview ist wichtig. Du weißt ja, dass es für mich ums nackte Überleben geht.«

Der Seitenhieb war ein weiteres Zeichen dafür, dass sein Freund noch immer beleidigt war. Jan war sicher, Negri hätte das Interview im Normalfall verschoben oder sogar geschwänzt, um mit ihm bei dem Spiel dabei zu sein.

»Ich verstehe«, meinte er daher nur, um kein weiteres Öl ins Feuer zu gießen.

»Das Spiel ist um 18 Uhr. Lass dich vom Bahnhof mit dem Taxi zum Stadion bringen. Achte darauf, dass die Uhr läuft. Wenn es abends keinen Zug zurück gibt, nimm ein Louage. Oder du übernachtest im Hotel. Es gibt eins in Bahnhofsnähe, das dir sicher gefällt. Hotel Kahla. Lass dich einfach hinbringen. Und pass auf dich auf.«

»Mach ich«, antwortete Jan und lächelte dankbar, wobei er die Autotür zuwarf.

»Nimm gleich ein Ticket für die erste Klasse«, hörte er Negri durch das offene Fenster rufen. »Die ist klimatisiert.«

\* \* \*

Der Zug war stickig und überfüllt, doch der Tipp mit der ersten Klasse war Gold wert gewesen. Auch wenn Jan nicht der Einzige war, der auf diese Idee gekommen war. Und selbst die erste Klasse war längst nicht das, was er unter komfortablem Reisen verstand. Doch auf eine Art, die er sich nicht hatte erklären können, hatte ihm die Fahrt sogar Spaß gemacht. Auch wenn er sich darauf keinen Reim machen konnte.

Doch womöglich hatte Negri am Ende tatsächlich Recht gehabt. Vielleicht hatte Jan sich in den letzten Jahren etwas zu sehr an das gute Geld gewöhnt, das er mittlerweile verdiente. Natürlich nur ein kleines Bisschen.

Der Taxifahrer, ein freundlicher junger Mann namens Ali, musterte Jan aus wachen Augen durch den Rückspiegel. Er hatte mit seinem Wagen direkt am Bahnhof gestanden und Jan hatte die Gelegenheit beim Schopf ergriffen. »Was willst du bei dem Spiel?«, fragte er in etwas gebrochenem Französisch. »Ist gefährlich.«

»Na ja, deswegen will ich ja hin.« Jan grinste. »Und vor allem wegen des Stadions.«

Ali verzog das Gesicht zu einer Grimasse. »Und was willst du *jetzt* da? Das Spiel beginnt erst in drei Stunden.«

»Ich weiß nicht. Ich denke, ich werde einfach warten.« Wieder setzte der Fahrer eine verständnislose Miene auf, bevor sich sein Gesicht aufhellte. »Ich weiß... hast du schon gegessen?«

Er machte mit zusammengepressten Fingern eine eindeutige Geste zu seinem Mund. Jan schüttelte verwundert den Kopf und Alis Lippen verzogen sich im Spiegel zu einem spitzbübischen Lächeln. »Dann gehen wir jetzt essen.«

\* \* \*

Das Restaurant, zu dem Ali ihn brachte, lag mitten in den engen, verwinkelten Gassen der Medina. Jan, der sich dem Taxifahrer ziemlich ausgeliefert fühlte, hatte während der Fahrt mehr als einmal Angst verspürt. Wer konnte schon wissen, wohin dieser vollkommen fremde Mann ihn brachte? Und was er vorhatte? Womöglich lauerten irgendwo in den Gassen Alis Freunde, die nur darauf warteten, ihm eins überzuziehen und ihn um sein Geld zu bringen. In diesen ungewissen zwanzig Minuten auf dem Rücksitz irgendeines gelben Taxis hatte er sich unablässig gewünscht, Negri wäre bei ihm.

Jetzt saß er dem Taxifahrer gegenüber, der scheinbar ausgehungert seinen Couscous mit Sardinen in sich rein schaufelte. Er hatte dasselbe auch für Jan bestellt, der zwar eigentlich keinen Fisch mochte, seinen Teller jedoch aus Höflichkeit aß. Nach dem Essen tranken sie grünen Tee und naschten Gebäck, das man scheinbar versucht hatte, in Honig zu ertränken.

Schließlich zückte Jan pflichtbewusst sein Portemonnaie, sicher, dass er die Zeche für seinen Fahrer direkt mitbezahlen durfte. Wenn dieser ihm nicht gleich die Geldbörse aus der Hand riss und durch irgendeinen Hinterausgang flüchtete. Doch zu seiner Überraschung winkte Ali nur ab. »Alles schon erledigt. Komm, ich bringe dich zum Stadion.«

\* \* \*

Ali brachte ihn nicht nur zum Stadion, er brachte ihn praktisch *ins* Stadion. Obwohl das Derby eigentlich ausverkauft war, kam Ali nach kurzer Zeit zurück und wedelte mit zwei Tickets.

»Du kommst mit?«

»Nein, nein«, lachte Ali. »Aber ich hatte schon mal mit so einem Spinner zu tun. Die Erste zeigst du vor. Die wird zerrissen. Die zweite ist für deine Sammlung.«

Jan lachte und nahm die beiden Karten. »Du weißt wirklich zu überraschen«, meinte er anerkennend und bedachte den Taxifahrer mit einem aufrichtig dankbaren Lächeln. »Danke.«

»Schon gut. Viel Spaß beim Spiel. Hier ist meine Nummer. Falls ich dich später abholen soll.«

\* \* \*

Das Match war unglaublich langweilig und Jan fürchtete mit jeder fortschreitenden Minute, Zuschauer eines typischen 0:0 Spiels zu werden. Das Interessanteste bis zur Halbzeit war die Unterstützung der beiden Fanlager. Jan zückte frustriert sein Iphone, um ein paar Fotos vom Stadion zu machen. Er machte sich auch ein paar Notizen in einen kleinen Block, von der Stimmung und dem Spiel, um sie später zu einem Erlebnisbericht zusammenfassen zu können. Er schrieb längst nicht so gut wie Negri, der immer ein ganz besonderes Händchen für die kleinen Details hatte, die ihre Reisen so einmalig gemacht hatten. Doch als eine Art Tagebuch taugte es allemal, weshalb er es sich angewöhnt hatte, nachdem Negri nicht mehr so häufig zu den Spielen mitgegangen war.

Nach einigen Minuten bemerkte er die Blicke von zwei dunkel gekleideten Männern, die ihn unverwandt musterten. Sie traten schließlich langsam auf ihn zu. Jan ließ das Handy sinken und setzte sich wieder auf seinen Platz. Doch ihm war klar, dass er längst aufgefallen war und im nächsten Moment bauten sich die beiden Männer direkt vor ihm auf und redeten auf ihn ein. Jan verstand natürlich kein Wort, was er den Ordnern auf Französisch erklärte. Sie forderten ihn auf, ihnen zu folgen. Jan trottete frustriert hinterher. Wie ärgerlich es wäre, wenn er, wegen was auch immer, die zweite Halbzeit verpasste.

Sie führten Jan in ein enges Büro. Einer der beiden, ein untersetzter Mittvierziger mit Halbglatze und billigem Aftershave, setzte sich Jan gegenüber. Er klimperte auf einer verschmutzten alten Tastatur herum. »Mella«, sagte er mit brummiger Stimme, wobei er Jan über den Rand seiner Brille hinweg musterte. »Warum hast du Notizen gemacht? Und die Fotos? Was willst du hier?«

»Ich sammle Fußballstadien«, erklärte Jan und fuhr sich mit der Zunge über die trockenen Lippen. »Ich komme aus Deutschland und besuche Stadien auf der ganzen Welt. Dabei mache ich Fotos vom Stadion. Von der Architektur und den einzelnen Tribünen. Die Notizen dienen als eine Art Tagebuch.«

Er vernahm das Hämmern der fleischigen Finger auf den Tasten.

»Architektur?«

Das war der andere, der sich unmittelbar hinter Jan aufgebaut hatte und nun seine Hände auf Jans Stuhllehne drückte. »Wen willst du auf den Arm nehmen? Wie lautet dein Name?«

»Niemanden, wirklich. Ich sage doch: Ich sammle Stadien. Ich bin Groundhopper aus Deutschland. Mein Name ist Jan Christoph Demtröder.«

»Wann bist du angekommen und wo wohnst du?«, wollte Halbglatze von ihm wissen. Jan fragte sich ernsthaft, wofür er eigentlich bei der Einreise so eine blöde Besucherkarte hatte ausfüllen müssen, wenn er dann trotzdem ständig alle Angaben wiederholen musste.

»Vorgestern angekommen. Ich bleibe bis Freitag und wohne bei einem Freund. 26, Avenue Hassan Ben Chedli in Hammam Lif.«

Wieder das Klackern der Tastatur. Das Schweigen, welches eintrat, verhieß nichts Gutes und Jans Alarmglocken schrillten noch etwas lauter, als die Miene des anderen sich unvermittelt aufhellte.

»Bon«, sagte der Typ und blickte ihn erneut über den Rand seiner Brille an. »Das war es schon. Du darfst wieder auf deinen Platz. Ich muss dich nur bitten, keine weiteren Fotos und Notizen zu machen. Und die Bilder, die du gemacht hast, musst du löschen. Ich denke, das muss ich nicht extra überwachen, oder?«

Jan schüttelte eilig den Kopf.

»Gut. Mein Kollege bringt dich zurück zur Tribüne.«

Jan bedankte sich und erhob sich von seinem Platz. Sein Gegenüber nickte freundlich und lehnte sich lächelnd zurück. Diese kurze Bewegung gab Jan die Gelegenheit, in dem verspiegeltem Glas dahinter etwas auf dem Monitor zu erkennen. Auf einem schmalen roten Balken stand spiegelverkehrt: *Appelez 193!!*

Im nächsten Moment spürte Jan bereits die Hand des anderen Ordners auf seiner Schulter, der ihn durch die Katakomben zurück zur Tribüne begleitete.

»Denk daran, die Bilder zu löschen«, meinte er und Jan kramte sein Handy aus der Hosentasche hervor. »Das mache ich sofort«, lächelte er und entsperrte den Bildschirm. Der andere nickte grimmig und wandte sich ab. Jan tippte rasch die Nummer ein, die er auf dem Monitor gesehen hatte. Der Ordner baute sich in einiger Entfernung auf. Jan spürte seinen Blick auf sich und er wischte alibimäßig über den Touchscreen, wobei er beiläufig den Lautsprecher einstellte, damit der Ordner nicht sah, wie er telefonierte.

Jan hörte sich die automatische Ansage an, wobei er seinen Bewacher aus den Augenwinkeln beobachtete. Er verstand kaum ein Wort von dem, was erzählt wurde, was der Lautstärke der Zuschauer sowie seinen mangelnden Arabischkenntnissen geschuldet war. Doch die beiden Worte, die er ohne jeden Zweifel hörte, reichten aus, um seine Alarmglocken zum Bersten zu bringen. *Polizei* und *Militär.*

Er musste das Stadion verlassen. Wenn der Fleischklops wirklich die Militärpolizei auf den Plan rief – aus welchen Gründen auch immer – musste Jan sich beeilen. Er wartete ab, bis Étoile auf dem Weg nach vorne war und die Zuschauer sich von ihren Sitzen erhoben. Den Moment nutzte er aus, um sich leicht runter zu beugen und sich an den rufenden Fans vorbei zu pressen.

Die Gelegenheit war vergeben und die ersten Menschen setzten sich wieder auf ihre Plätze. Damit war gleichsam auch Jans Chance vorbei und er beeilte sich, die Sitzreihe zu verlassen und nahm die Stufen, die von der Tribüne ins Stadioninnere führten. Als er den Durchlass erreichte, sah er sich kurz nach dem Ordner um. Er hatte Jans Verschwinden bereits bemerkt und war gerade dabei, irgendwelche Anweisungen in ein kleines Handfunkgerät zu bellen. Jan nutzte den ungesehenen Moment und rannte durch den Durchlass in die Katakomben und weiter in Richtung Ausgang.

Er hastete die Treppen hinab und auf das Tor zu. Kontrolliert wurde zu dem Zeitpunkt des Spiels glücklicherweise nicht mehr, so dass Jan praktisch freie Bahn hatte. Die Rufe, die hinter ihm erschallten, ließen ihn kurz zusammenfahren. Er wandte sich im Laufen um und sah weitere Ordner, die ihm wild gestikulierend nacheilten. Im gleichen Moment brandete aus dem Inneren des Stadions Jubel auf, als die Heimmannschaft in Führung ging.

*Kein 0:0 Spiel*, dachte Jan nur und rannte durch den Ausgang nach draußen, wo er bereits das Heulen von Sirenen vernahm, die sich näherten. Einmal mehr verfluchte er die Tatsache, dass bei solchen Spielen immer zu viel Polizei in der unmittelbaren Nähe war. Er wandte sich nach rechts und sprintete den Weg entlang, wobei er das unablässige Rufen der Ordner und das lauter werdende Heulen hinter sich vernahm.

*Was für eine Scheiße läuft hier bloß?*, ging es ihm durch den Kopf, während er über die Straße rannte und dadurch ein paar Autos zu einer Vollbremsung zwang, deren Fahrer ein wütendes Hupkonzert veranstalteten. Wenigstens zahlte sich das ganze Training im Tennisverein jetzt aus. Auch wenn Jan nie wirklich topfit gewesen war, war er froh, dass es ihm zumindest nicht an Ausdauer mangelte.

Ein Wagen hielt direkt vor ihm an. Im ersten Moment erschrak er, doch zum Glück war es nur ein Taxi und Jan war heilfroh, als er Alis jungenhaftes Gesicht hinter dem Steuer erblickte.

»Steig ein!«, rief der ihm durch das offene Fenster zu, was er sich jedoch genauso gut hätte sparen können. Jan ließ sich kein zweites Mal bitten. Vor dem Stadion standen bereits mehrere Fahrzeuge der Militärpolizei. Jan sah, wie einer der Stadionordner aufgeregt auf ihn deutete und er riss die Tür auf, ließ sich ins Taxi fallen und schloss sie rasch wieder. Im nächsten Moment gab Ali Gas und vollführte ein waghalsiges Wendemanöver auf der Hauptstraße, welches zwar ein weiteres wütendes Hupkonzert nach sich zog, gleichsam aber glückte. Ali mogelte sich an einigen wartenden Autos vorbei und raste davon.

»Gerade rechtzeitig, was?«, lachte der Fahrer und deutete auf die Polizeiwagen, die sie hinter sich gelassen hatten. »Was hast du denn angestellt?«

»Ich hab keine Ahnung, ehrlich«, gab Jan atemlos zurück.

»Ist auch egal«, meinte Ali nur und winkte ab. »Soll ich dich irgendwo hinfahren?«

Jan brauchte einige Sekunden, bis sein Puls sich wieder normalisierte und er zu Atem kam. Er dachte nach. Die Gefahr, am Bahnhof erneut kontrolliert zu werden, war zumindest gegeben. Es war vielleicht besser, für eine Nacht in der Stadt unterzutauchen. Jan versuchte fieberhaft, sich den Namen des Hotels in Erinnerung zu rufen, das Negri ihm genannt hatte.

»Hotel Kahla«, gab er schließlich an, als es ihm wieder einfiel. Ali rümpfte die Nase. »Da willst du schlafen? Vergiss es. Du bleibst bei mir.«

Jan, der weder die Lust noch die Kraft hatte zu protestieren, nickte nur müde und rang sich einmal mehr ein aufrichtiges Lächeln ab. »Danke.«